Grenzer, Narren und Lootsen.

Eine

Sammlung von Novellen, Land- und Seebildern

von

Ernst Willkomm.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1842.
Verlag von Chr. Ernst Kollmann.

134.

Inhalt des zweiten Theiles.

I.	Der Seher des Todes.	S. 1
II.	Die Lichtengänger.	— 61
III.	Der prophetische Mund.	— 103
IV.	Lootsenerzählungen.	— 183
	1) Geschichte einer Bergung. . .	— 185
	2) Selge Hörn. (Des Seligen Horn.)	— 215
	3) Die Jagd nach dem Bräutigam.	— 241
	4) Abenteuer des Leuchtthurmwächters.	— 268

Druck von Sieghart und Voigt in Penig.

I.

Der Seher des Todes.

Ein Sittenbild.

Bei allen Bewohnern gebirgiger Gegenden findet sich eine auffallende Anhänglichkeit an sagenhafte Ueberlieferungen, die selbst dem Bildungsgange der neuesten Zeit nicht weicht. Eine Art Scheu vor dem, was in der Vergangenheit bedeutungsvoll war, hält jene Menschen ab, an die Stelle eines arglosen Glaubens die Entschiedenheit des Zweifels zu setzen, den sie für verschwistert mit dem herzlosen Spotte halten. Zwar lächeln sie oft selbst über die Thorheiten, mit denen jeder Mund sich trägt, aber man kann sie nicht missen. Sie gehören mit zu den Bedürfnissen ihres Lebens, man erfreut sich daran, man hat es gern, wenn das Gespräch darauf kommt; denn diese Gegenstände sind es ja fast

ausschließlich, welche die denkenderen Köpfe auf dem natürlichsten Wege zur Erörterung tieferer Fragen hinleiten. Daher kommt es auch, daß der ächte Gebirgsmann bei aller Orthodoxie des Aberglaubens doch ein wahres Ergetzen am Zweifeln findet. Er disputirt für sein Leben gern, ohne sich von den Gründen, die er gegen die Welt der Sagen schleudert, zum Abfall von diesen verleiten zu lassen. Dieses Spiel mit dem künstlich gesteigerten Zweifel und der traumhaften Gläubigkeit seiner Seele nimmt dann nicht selten die Gestalt eines beunruhigenden Popanzes an, wogegen keine Skeptik etwas vermag. Auch dürfen wir am Ende wohl zugeben, daß es noch immer unenthüllte Tiefen im Gemüthe des Menschen gibt, die oft durch rein zufällige Berührung plötzlich aufklaffen, und auch die gesundeste Vernunft durch ihr geheimnißvolles W[illegible] einschüchtern oder zum Schweigen bringen.

Unter diese räthselhaften Erscheinungen gehört das bekannte second sight der Schottländer, das vielleicht ursprünglich nur in einem abergläubischen Ahnen besteht, durch den Tiefsinn der Individuen aber, welche es zu besitzen glauben, bis zur unabläugbaren Thatsache ausgebildet wird. — Andere

Gebirgsvölker zeigen andere Erscheinungen, und wenn diese weniger der Discussion des Tages anheimgefallen sind, so lag es meist nur an ihrer Stellung zur Welt und Oeffentlichkeit. Eine in vieler Hinsicht dem second sight der Schottländer sehr ähnliche Erscheinung findet sich bei den Bewohnern der lausitzisch-böhmischen Gebirgszüge, nur ist sie nicht Allgemeingut der Bevölkerung, sondern mehr eine störende Begabung gewisser Individuen. Der gewöhnliche Sprachgebrauch nennt es „den Tod sehen" und heißt die damit Begabten „Todseher", ohne deshalb ihren Umgang zu meiden, oder sie gar als unheimliche Menschen zu fliehen. Man begnügt sich davon zu sprechen, ohne Arg die mit jener Gabe Bevorzugten zu fragen, ob ihnen nicht der Tod wieder einmal begegnet sei, und Aehnliches mehr. Abläugnen läßt sich aber die Erscheinung selbst auf keine Weise, denn die Aussagen und Vorherbestimmungen jener „Seher des Todes" sind so bestimmt und halten so genau die Zeit ein, daß der gewichtigste Zweifel von selbst vor ihnen zusammenfallen muß.

Die Lausitzer sind im Allgemeinen streng evangelisch-lutherische Christen, hin und wieder mit

einer Hinneigung zu bigotter Orthodoxie, die auch an pietistischen Absenkern keinen Mangel hat. Bei weitem der größere Theil aber schließt sich entschieden dem rationalistischen Princip in Sachen des Glaubens an, wenn nicht immer öffentlich, doch in der Stille, denn der Lausitzer ist diplomatisch. Er horcht genau, woher der Wind kommt, und hängt gern immer die Farbe heraus, die gerade an der Zeit ist, oder für den Augenblick noch angebetet wird. Man kann ihm dies Diplomatisiren so übel nicht nehmen, da es seiner sonstigen derben Geradheit keinen Abbruch thut. Die Lage der Provinz nöthigt ihn zu einer solchen Vorsicht. Er kann und wird nie in seiner gegenwärtigen Stellung weder in religiösen noch in politischen Dingen den Ton angeben, er muß dem allgemeinen Strom folgen, oft wider Willen, aber in der Stille seines Hauses erhält er sich frei von allem unnützen Tand und nimmt oft eine über alle Parteien erhabene Stellung ein, die wohl werth wäre, allgemeiner bekannt zu sein. Vieles Fragen kann er nicht leiden, und neugierige Fremde setzen sich bei einiger Zudringlichkeit immer der Gefahr aus, auf ihre Fragen Antworten zu erhalten, die sie nach

Belieben hinüber und herüber wenden können. Auch hierin hat der Ober-Lausitzer Aehnlichkeit mit dem Schotten, der in Bezug auf sich, sein Haus und Land die Pfiffigkeit selber ist, und sich nicht leicht übervortheilen läßt. Nur dem Landsmanne gegenüber gibt der Lausitzer sich in seiner eigensten Wesenheit. Mit ihm bespricht er weltliche und geistliche Angelegenheiten, und zeigt sich als das unbefangenste Kind, als der gemüthlichste Schwätzer, wenn er das Gespräch auf Sage und Aberglauben bringen kann.

Bemerkenswerth ist es, daß alle dem orthodoxen Glauben Ergebene eine an Widerwillen grenzende Abneigung gegen bekannte Sagen und abergläubische Gebräuche haben, oder doch zur Schau tragen, während die Zweifelnden, die Freidenker und die als unkirchlich Verschrieenen gerade in dieser Hinsicht eine auffallende Gläubigkeit nicht heucheln, sondern wirklich in sich hegen. Psychologisch ließe sich dafür vielleicht mit leichter Mühe ein Grund auffinden, wäre es meine Absicht, diese Erscheinung hier weiter zu verfolgen: nur das muß ich erwähnen, daß die wenigen Individuen, welche mit dem „Todsehen" begabt waren, entschieden der

Skepsis huldigten, und von Kirche und Religion für die tiefere Entwickelung des individuellen Menschen wenig Gutes hofften. Einer jener „Seher des Todes" hatte diese Skepsis ganz unabhängig von jeder Schule bis zur schärfsten Dialektik ausgebildet, und wurde doch in eben dem Maße, als sein Zweifel tiefer in das religiöse Leben des Volkes sich hineinwühlte, immer entschiedener von dem störenden Gespenst beunruhigt, an dessen Erscheinen Leben und Tod seiner ganzen Familie und Anderer, ihm nahe Stehender, gebunden war. Ungeachtet seiner sarkastischen Bemerkungen, seines unablässigen Herumtastens an den faulen Flecken der Kirche und ihrer Einrichtungen, achtete ihn Jedermann, nur konnte Niemand begreifen, wie der zweifelsüchtige, ungläubige Mann mit einer wahren Gemüthsandacht jede Sage an's Herz drückte, an ihr sich erwärmte, ihrer Entstehung nachforschte und laute Beschwerde über die Nüchternheit seiner Zeitgenossen führte, die es sich angelegen sein ließen, alle alten Gebräuche abzuschaffen und jeden Quell zu verstopfen, aus denen der krystallne Strahl emporspringt, worauf das heitere Kind der Sage sich schaukelt, und die wunderbare Mährchenwelt in

ihrer ganzen Zauberpracht erblüht. Dieses trauliche Nebeneinanderwohnen des entschiedensten Unglaubens und der abergläubischsten Inbrunst gab jenem Manne eine Bedeutsamkeit als Charakter, die sich nicht von der Hand weisen läßt, und auch ein größeres Publikum, dem ich ihn in der nachstehenden Skizze schildern will, mit Interesse und Theilnahme erfüllen dürfte.

Tanndorf war Uhrmacher, auch Mechaniker, und beschäftigte sich in seinen Erholungsstunden eifrig mit Chemie, auf deren rechtem Verständniß seiner Meinung nach alle wahre Wissenschaft beruhte. Er zeigte sich immer da am regsamsten, wo irgend ein verwandtschaftliches Band mit der Natur verborgen lag. Die Naturwissenschaften im weitesten Sinne hielt er überhaupt für das Höchste, der Erforschung und Anbauung Würdigste, und oft hörte man ihn bedauern, daß seine Verhältnisse ihn verhindert hatten, ihrem Studium sich widmen zu können. Ueber sein früheres Leben war ein dunkler Schleier gebreitet. Er selbst sah es nicht gern,

wenn man das Gespräch darauf brachte, und beobachtete daher auch stets ein hartnäckiges Stillschweigen über seine Jugend. Bei den Argwöhnischen war dies ein Grund mehr, die wunderlichsten Schlüsse zu ziehen, und es gab Viele, selbst Gebildete, die sich nicht enthalten konnten zu behaupten, er sei ganz unzweifelhaft der Sohn eines Grafen oder Fürsten und eines Mädchens von verrufenem Herkommen. Tanndorf war gegen solche Vermuthungen sehr gleichgiltig, wie er denn überhaupt die Meinung der Menge in jeder Weise verachtete. Nur so viel konnte man von ihm erfahren, daß er eine gelehrte Schule besucht und mit Eifer sich den Wissenschaften beflissen habe. Unvorhergesehene Uebelstände nöthigten ihn später, einen andern Lebensweg einzuschlagen, und Tanndorf wählte die Uhrmacherkunst, da er in ihr, wie er oft sagte, hinlängliche Veranlassung fand, den Mechanismus der Weltkräfte im Kleinen zu erforschen.

Tanndorf war ein langer, robuster Mann, mit klugen, tiefblauen, ungemein lebhaften Augen, deren Blick aber etwas Düsteres erhielt durch die sehr starken, buschigen Brauen, die in weißlichem

Silbergrau über sie herabhingen. In seiner Kleidung zeigte er sich nicht gewählt, die einfachste hielt er am werthesten, fügte sich gern der Sitte und wich nur insofern von ihr ab, als er stets Halbstiefeln von weich gegerbtem Hirschleder trug. „Das verjagt mir doch nicht meine lieben Sagen," sprach er, wenn irgend Jemandes Neugier nach dem Grunde dieser Grille fragte. Da er oft in Wald und Busch umherstreifte und für seine chemischen Untersuchungen Kräuter einsammelte, mochte ihm die nachgebende Fußbekleidung wohl von Nutzen sein. Tanndorf aber liebte das Geheimnißvolle und zeigte sich in seinen Antworten auf unnöthige Fragen immer als ächter Ober-Lausitzer. Er war Wittwer und hatte aus seiner Ehe eine liebenswürdige Tochter, die er mit großer Sorgfalt erzog. Man hätte glauben sollen, er werde sich bei seiner entschiedenen Abneigung gegen alles herkömmlich Religiöse weigern, sein Kind der Schule zu übergeben. Darin irrte sich aber das Volk, wie so oft. Tanndorf schickte seine kleine Anna ein Jahr früher zur Schule, als es gesetzmäßig vorgeschrieben war, und freute sich aufrichtig, als das talentvolle Kind rasche Fortschritte machte. Obgleich er selbst die Kirche nie besuchte

und eben so wenig am Altare erschien, so ließ er doch seine Tochter unbehindert an beiden Gebräuchen des Christenthums Theil nehmen. Anna mußte ihm dann erzählen, was sie gehört hatte, wie sie sich gestimmt fühle, und was sie überhaupt von Kirche und vorgeschriebener Religion halte. Er hörte mit gespanntester Aufmerksamkeit zu, liebte die Tochter ihres Wissens und Glaubens halber, und ließ auch nicht im mindesten durch ein unwillkürliches Muskelzucken, einen unbewachten Blick oder ein zweideutiges Lächeln seine völlig entgegengesetzte Ueberzeugung merken. Schon diese ungewöhnliche Toleranz behagte der Menge nicht. Sie machte ihre Glossen über die Kunst in Tanndorfs Heuchelei, und schloß dann weiter auf seine Verbrüderung mit dem Teufel oder doch allen nur erdenkbaren Dämonen. „Darum auch," hieß es, „gibt er sich so viel ab mit den alten Sagen, an denen wir andern ehrlichen Leute uns nur in der Dämmerung ergetzen. Er bedarf ihrer, um leben zu können, und weil er selber doch nicht wieder loskömmt aus den Krallen des Bösen, will er jetzt mit Gewalt einen Engel aus seiner Tochter machen, damit sie einmal beim jüngsten Gericht eine Fürbitte für ihn einlegen kann. Ja, den Teufel

hat der Tanndorf, aber fein ist er und gerieben, wie schneeberger Schnupftaback."

Gleicherweise schrieb man auch seine Geschicklichkeit der Hilfe unterirdischer Mächte zu. Tanndorf hatte eine Uhr gebaut, die volle acht Tage lang ging, bevor sie auf's Neue aufgezogen werden mußte. Ihr Zifferblatt enthielt außer Stunden-, Minuten- und Secundenweiser noch das vollständige Planetensystem, alles in trefflichster Ordnung, genau mit den Angaben des Kalenders harmonirend, der unter dem Landvolke noch immer die Fundgrube aller Weisheit, des Bauers Haus- und Herzensfreund ist. Diese Uhr war so vortrefflich gearbeitet, daß sie nie von der wahren Zeit abwich, und dies allein schon hätte hingereicht, ihren Werkmeister für ein von außergewöhnlichen Mächten unterstütztes Wesen zu halten. Sein Ruf als Uhrmacher und Mechaniker führte daher auch aus einem weiten Umkreise die Hilfsbedürftigen zu ihm, und sein Verkehr mit den Menschen war so höflich, herzlich und human, daß Jedermann gern wieder kam und Viele seiner Einladung, ihn des Abends zu besuchen, oft eine allzu wörtliche Auslegung gaben. Dann ward er lebendig, heiter und umgänglich wie Wenige. Er ließ

Manchen einen tiefen Blick in die Gesetze der Mechanik thun, erklärte den Verständigeren die leicht faßlichen Thesen der Astronomie, und schloß zuletzt, war er gerade in besonders guter Laune, mit einigen chemischen Kunststücken.

Dieser ausgebreitete Verkehr mit Menschen aus allen Klassen verlockte ihn doch nicht zu zahlreichen Freundschaftsbündnissen. Tanndorf hatte auch hierin von den gewöhnlichen Ansichten abweichende Meinungen. Er behauptete, der humane Verkehr mit Vielen bedinge nur ein gegenseitiges Wohlwollen und sei allgemeine Menschenpflicht, Freundschaft dagegen könne nur zwischen zwei sich in ihren Grundstimmungen begegnenden Personen stattfinden. Bei diesen Seltsamkeiten besaß Tanndorf die moralische Kraft des Willens, immer auch selbst zu befolgen, oder zu unterlassen, was er als Gesetz oder Verbot im Gespräch hinstellte. Er besaß daher nur einen wahrhaften Freund. Diesem erschloß Tanndorf aber auch sein ganzes Herz, enthüllte ihm alle seine Schwächen und knüpfte den Auserwählten dadurch nicht minder fest an seine Seele.

Auffallen konnte es, daß Tanndorfs Freund dessen lebendiger, personificirter Widerspruch war.

Johann schloß sich in Allem dem Gegebenen, Entschiedenen, gesetzlich Bestimmten an, in religiösen Angelegenheiten ebenso, wie in politischen. Das Reformiren und Revolutioniren war ihm als Person ein Greuel, selbst die Nothwendigkeit vorkommender Neuerungen wollte er nicht zugeben. Er war starrer, altlutherischer Protestant, und befolgte mit einer an's Kleinliche grenzenden Gewissenhaftigkeit jede kirchliche Ceremonie. Ebenso verhielt er sich in Staatsangelegenheiten. Die Obrigkeit hatte für ihn eine unantastbare Macht zum Befehlen, eben weil sie Obrigkeit war, und wer sich dagegen auflehnte, den betrachtete er weniger als Verbrecher, denn als unglücklich Verirrten, mit dem man Geduld haben müsse. Nur gegen die offene Tyrannei und die himmelschreiendste Willkür gestattete er ausnahmsweise eine Auflehnung, wie er in religiöser Hinsicht die Pietisterei und die als Dogma in's Leben tretende Befeindung des kirchlich Bestehenden angegriffen wünschte.

Mit diesem Manne verlebte Tamdorf regelmäßig alle Abende, scheinbar in stetem Unfrieden, in Wahrheit aber innigst mit ihm befreundet. Die Verschiedenheit ihrer Ansichten mußte das Gespräch

in ununterbrochenem Flusse erhalten, und da es Beiden nicht an eigenthümlichen Gedanken fehlte, so schwankte der Disput zwischen ihnen nur selten um nichtssagende Gegenstände. Hatten sich aber Beide müde gestritten und sich zum Schlüß die Hände geschüttelt, so leitete Tanndorf das Gespräch entweder auf Mechanik, in der auch Johann nicht unbewandert war, oder er knüpfte an eine den Naturwissenschaften entlehnte Bemerkung eine Reihe neuer Ideenverbindungen, die zum Nachdenken veranlaßten und zum Verständniß mancher Erscheinungen führten, die von der Mehrzahl als nicht zu enträthselnde Geheimnisse vernachlässigt werden. —

Eines Abends traf Johann seinen wunderlichen Freund am Schmelzofen, eben beschäftigt, eine kleine Erzstufe zu zersetzen. Auf seine Frage, was für Metalle er zu gewinnen suche, stellte Tanndorf den Schmelztiegel bei Seite, löschte das Kohlfeuer aus und sprach: „Nichts, wie Du siehst, und wenn ich mir es recht überlege, so kann auch nichts herauskommen."

Johann beobachtete den Freund und glaubte in seinen Mienen den Ausdruck der Verstimmung über irgend eine getäuschte Hoffnung zu lesen. „Du

wolltest wohl nach Art der Alchymisten einen neuen Metallkönig finden und bist wieder einmal durch Deine überspannten Erwartungen recht bis auf den Grund gehänselt worden? Ich bitte Dich, Tanndorf, gib Dich nicht mehr mit Schmelzen und Zersetzen ab, löthe und baue lieber! Es ist im Kleinen, wie im Großen, wenn Du es freilich auch nicht glauben willst; die Zerstörer behalten immer nur die Trümmer für sich und eine Aussicht auf das schönste Brennesselfeld, die Erhalter dagegen brechen die Früchte und genießen."

„Laß das jetzt sein, ehrlicher Hans," erwiederte Tanndorf und setzte sich auf seinen ledernen Drehschemel in der Werkstatt. „Mich interessirt aller Weltlärm nur so lange, als er mich kitzelt. Es ist kein Fundament in ihm, worauf es sich bauen läßt, und das, weißt Du, ist nicht meine Liebhaberei. Denke Dir, was mir gestern begegnete! Ob Du es rathen wirst?"

„Du warst über Land gegangen, wie ich von Anna hörte, und bist sicher erst des Nachts heimgekommen. Hast Du etwa mit ein Paar Elfen einen Rundreigen getanzt?" setzte Johann mit unterdrücktem Lachen hinzu. — Tanndorf fixirte seinen Freund

mit scharfem Auge und wartete ruhig, bis dessen Lachlust sich gelegt hatte. Dann sprach er: „Ich erinnere mich, von Dir gehört zu haben, daß Du als Knabe einmal jenes räthselhafte Funkeln gesehen, was der Volksglaube mit dem Namen des „Geldbrennens" bezeichnet." Johann schlug wiederholt mit seiner breiten Hand auf sein Knie und lachte von neuem laut auf. „Ich glaube gar, Du bist in ein solches Rainfeuer gerathen?" sprach er.

Tanndorf erzählte, ohne sich von des Freundes Lustigkeit beleidigt zu zeigen: „Ich war in Kreibitz gewesen und wendete mich auf dem Rückwege über Haida. Dort wurde ich längere Zeit aufgehalten, als ich vermuthete, und die Nacht überfiel mich bereits, als ich aus Böhmen hereinbrach über den hohen Hübel beim Schalksteine. Die Nacht war indeß hell und für die Jahreszeit noch warm genug. Ohnehin wandere ich des Nachts lieber als am Tage, da Begegnende mich seltner durch ihr Grüßen stören, und ich in der Stille der Natur ihr Schaffen und Wirken besser beobachten kann. Mit Absicht brach ich auf Seitenwegen durch das Gebüsch, lief so zu sagen über Stock und Stein, und wandte mich den Bruch- und Sumpfgegenden am Pocheberge zu, in

der Voraussetzung, dort herum viele Irrlichter anzutreffen. Die außerordentlich stille Luft, der sternenhelle Himmel und die von Electricität bedeutend geschwängerte Atmosphäre ließen mich ein bezauberndes Schauspiel erwarten. Auch hatte ich mich nicht getäuscht. Noch im Walde sah ich es schon in der Telle (Thal) leuchten, und als ich behutsam an's Pochewasser hinabstieg, hüpfte ein ganzes Volk Irrlichter unter den welken Binsen herum. Die schnurrigen Dinger sahen wunderlich aus mit den grauen, dunstigen Röckchen und den leuchtenden Pellerinen, die sie wirklich mit recht kokettem Anstande bald luftig auseinanderfliegen ließen, bald wieder eng um die Schultern zusammenzogen, grade wie muntere Mädchen, wenn sie sich im Cotillon ein wenig übernommen haben. Das lustige Volk vergnügte mich über die Maßen; ich kroch leise wie ein Indianer durch Moos und Binsen, legte mich auf den Rücken und ließ die leuchtenden Thürmchen, Blasen, Flaschen, Quirle, Reiter und Reifrocknärrchen über mich hinwegtanzen, um ihre Natur und Eigenschaft recht ordentlich kennen zu lernen. Zuletzt, als ich mich satt geweidet hatte an dem Spiel der wunderbaren Erddünste, schlug ich in dem Augenblicke, wo

ein neuer Troß über mich hinzog, ein unbändiges Gelächter auf, blies mit vollen Backen in den taumelnden Schwarm und mußte nun wirklich von Herzen lachen über das Uebereinandertaumeln der luftigen Dinger. Viele verloschen, andere flogen mit zischendem Säuseln weit in die Wiesen hinein und versteckten sich unter die silbernen Nebelschleier, womit die Nacht diese bereits umhüllte.

„Es war so still, daß jedes Geräusch in sehr weiter Ferne vernehmbar war, überall in den Gründen schlichen Irrwische herum und neckten mich auf die verschiedenste Weise. Ich aber ging ruhig meines Weges, immer am Waldsaume hin nach dem Breitenberge zu. Auf einmal blitzt mir zur Linken, nur etwa zweihundert Schritt entfernt, ein blendendes Licht in die Augen. Ich bleibe stehen und beobachte die Flamme, die dem Anschein nach unmittelbar aus der Erde heraufschlägt und in ziemlicher Höhe in die Luft flackert, bald blendend weiß, bald rothgelb, bald mit bläulichen Streifen in zierlichen Windungen garnirt. Die Neugier lockte mich dem Feuer entgegen. Mit schnellen Schritten breche ich über zwei Ackerlängen vor und komme da zu einem krystallhellen Brünnlein, in dem der Schein der

Flamme, die nebenan brannte, sich spiegelt. Der Quell war mir wohl bekannt, es war der Zwergbrunnen, der die Eigenschaft besitzt, daß er nie zufriert. Dicht an seinem Rande mitten aus ein paar Basaltsteinen loderte die Flamme ohne Knistern herauf, ja nicht einmal eine besonders auffallende Wärme konnte ich spüren. Nun, dachte ich, das sonderbare Erdlicht still betrachtend, hier brennt Geld, und ohne mich lange zu bedenken, werf' ich, der Sage glaubend, meinen Feuerstahl in die Lohe, schlage drei Kreuze drüber und spreche: „wie ich Dir, so Du mir!" Im Augenblick waren Glanz und Feuer verschwunden, ich sah und hörte nichts als das Murmeln des Quells und das wispernde Schlürfen einiger Eidechsen. Ich stieß also mit Gewalt meinen Stock in die Erde und ging unangefochten nach Hause. Die Nacht war schon weit vorgeschritten, als ich an Deiner Scheuer vorüberging. Bei Nachbar Salomo's Hause bemerke ich einen Schimmer, als bräche sich der Mondschein an einer Fensterscheibe. Ein genaues Aufmerken ließ mich ganz deutlich ein etwa fünfjähriges Kind erkennen, das in wunderbarer Schnelligkeit von einem Ende des Hauses zum andern läuft, ein hellweißes Röckchen

trägt und dabei immer mit den Händchen nach den Kammerfenstern hinaufwinkt, als ob es Jemand Kußhändchen zuwürfe. Kleiner, ruf' ich dem Gebilde zu, was machst Du da? Indem wendet sich das Wesen um, das Röckchen fliegt auseinander und ich erkenne das leibhaftige Todtengebein eines Kindes. So bleibt es stehen, starrt mich an, zeigt mit der Hand nach den Fenstern und zerfließt nach einer langen, langen Weile in der Luft. Und jetzt, Hans, sage ich Dir, Salomo's fünfjähriger Junge, der allerliebste Fritz, muß dran glauben! In vier Wochen ist er schon begraben; denn ich habe den Tod gesehen." —

„Mann! Mann!" rief Johann aus, „wie ist es möglich, daß ein so kluger Kopf, wie Du, solchen handgreiflichen Unsinn für baare Wahrheit hinnehmen und sich nun gar einen Glauben daraus erbauen kann, der die tausendjährigen Lehren der gesundesten, einfachsten Vernunft überdauern, ja übertreffen soll! Also doch, doch!" fuhr Johann fort, „es kommt die Zeit, wo ich es noch erleben muß, daß, was Du mir hundertmal vorgepredigt hast, wirklich in Erfüllung gehen soll! — Der Tod ist Dir begegnet! Wundersam, wundersam! — Und

als liebliches Kind im Hemdchen oder Flügelkleide, und da muß der arme Fritz sterben in spätestens vier Wochen! Es ist gar zu herrlich, als daß man sich nicht darüber freuen sollte. Tanndorf, ich bitte Dich, sage mir, tanzte Dein Tod einen ordinären Walzer oder Doppelschottisch? Gib ja acht und vergiß nicht, mir darüber sichere Kunde zu geben, wenn er Dir wieder begegnen wird; denn mich drängt's, diese außerordentliche Geschichte in den Anhang unserer Chronik pflichtschuldigst einzutragen."

Johann würde noch länger in diesem Tone eines scherzenden Spötters, dem sich doch eine gewisse Wehmuth beimischte, fortgefahren sein, hätte ihn Tanndorf nicht unterbrochen.

„Genug!" fiel der Uhrmacher dem Redenden in's Wort. „Du darfst mir gegenüber vernünfteln, so viel Du willst; Du kannst jedes Wort zu einem dreischneidigen Dolche schleifen und damit nach dem Herzen meines Glaubens oder Aberglaubens, nach dem tiefsten Leben meiner dafür aufgestellten Gründe stoßen; es ist Dir auch erlaubt, durch jedes Mittel, wozu Dialektik berechtigt, gegen den Mechanismus meiner Gedankenwelt zu Felde zu ziehen: nur die glatte Schlange des Spottes nähre nicht im Busen,

noch wage sie gegen mich zu hetzen! Du bringst mich dann nur zum Schweigen, ohne irgend einen Ansatz zur Bekehrung genommen zu haben.

„Ja doch, ja!“ entgegnete Johann, „laß mich nur erst zur Ruhe kommen über die Wunderdinge, von denen Du ordentlich verfolgt wirst. Mir bleibt nur das Eine ein Räthsel, das aller Lösung spottet, wie es nämlich möglich sein kann, daß ein religiös völlig freier Mann, wie Du, dem der Glaube nur ein Bindemittel für die Menge ist, so ganz in einem trüben Reiche Erleuchtung suchen kann für das, was er in der lichten Einfachheit eines geoffenbarten Glaubens nicht zu finden vermeint.“

„Unterscheide, lieber Hans,“ versetzte mit sanftem Gleichmuth Tanndorf. „Du nennst mich ungläubig und ich will nicht widersprechen; Du wirfst mir zuweilen auch vor, ich sei Atheist und ein Religionsverächter. Dieser Vorwurf trifft mich aber nicht, denn wenn ich als ein Einzelner nicht das für ein absolut Wahres halte, was die Menge als solches betrachtet, so wird durch mein stilles Zweifeln doch Niemand verletzt, und ich selbst verachte das dargebotene Gute nicht, weil ich es mir

nicht zueigne. Die Frage stellt sich immer nur so: Fehlt mir das Dargebotene, oder habe ich es schon? Tritt der erste Fall ein, so wird es rathsam, vielleicht auch Pflicht sein, die Gabe dankbar hinzunehmen; ist aber das Zweite dem Individuum als eine Thatsache seiner innern Lebensentfaltung gegeben, so wäre es unnöthig, zwei Götter unter Einem Tempel zu verehren. Auf die formelle Gestalt lege ich keinen Werth, weil ich verständig genug bin, das Wesen, den Kern nicht nach der äußeren Umschalung abzuschätzen. Sieh, Johann, das hier sind zwei Uhren, diese ist plump, von Tomback, und die andere wird von einem äußerst fein gearbeiteten Gehäuse von gediegenem Golde umschlossen, dem man den Namen eines Kunstwerkes kaum streitig machen kann. Und doch versichere ich Dich, daß diese goldumhäuste nicht richtiger die Zeit andeutet, als jene plumpe, tombackne. Wie nun, wenn mein in eine tombackne Schale eingefugter Glaube mir bequemer, meiner Natur angemessener wäre, als Dein und Millionen anderer Christen in kunstreich ausgemeiselter goldner Umhüllung aufbewahrter? Bin ich deshalb weniger ein tüchtiger und guter Mensch? Mein rohes Beinkleid, meine

Fußbedeckung von gegerbtem Hirschfell ist auch nicht modisch, elegant, reizend von Ansehn, oder duftend von Wohlgerüchen; aber diese Kleidung behagt mir und dient meinen Zwecken besser als jene, an der sich die Welt ergetzt. Das ist nun so meine Meinung, kein Urtheil."

„Das ist Alles ganz schön," erwiederte Johann, „nur wird es Dir nie gelingen, damit auch die Wahrheit Deines Gespenstersehens zu erhärten, obwohl ich weiß, daß diese Neigung eine Schwäche unserer Landsleute im Allgemeinen ist und Viele wirklich daran glauben."

„Was sprichst Du noch vom Glauben," fiel Tanndorf rasch ein, „wo es sich um Erlebtes, durch hundertfache Erfahrungen Erprobtes, mit einem Worte um Thatsachen handelt! Das Sehen des Todes vor dem Hinscheiden eines Menschen ist so gewiß in manchen Individuen vorhanden, daß ich den Zweifel daran beinahe für ein Verbrechen halte."

„Halt, Freund! Nur nicht verdrießlich geworden!" sprach besänftigend Johann und reichte dem Freunde die Hand. „Ich trete ja nur in Deine Fußstapfen, Murrkopf, und sträube mich etwas

für wahr zu halten, wovon mir jede Gewähr fehlt, sowohl die der Sinne, wie jene der Vernunft. Soll ich an Geister glauben, die ich nie gesehen habe, nie sehen werde? Oder gar die kurze Spanne meiner Lebenszeit von einer gespenstischen Einbildung abhängig machen, die mich auf jedem Schritte und Tritte schrecken könnte? — Nein, alter Freund, das kann und will ich nicht. Wenn Du aber vermagst, mir das Vernünftige Deines Glaubens an solche Spukgestalten einfach darzuthun, so kannst Du auch versichert sein, daß ich Dich hören werde. Denn ich weiß wohl, daß Einer mehr sieht, als der Andere! Ist es doch mit dem Geldbrennen ebenso, wovon Du mir den Ausgang noch schuldig geblieben bist."

„Davon nachher," sagte Tanndorf und schob seinen Drehschemel näher an den Sitz seines zweifelnden Freundes. „Du müßtest kein Lausitzer sein," fuhr der Uhrmacher nach kurzem Schweigen fort, „wenn Du nicht hundertmal direct oder indirect hättest von den verschiedenen Arten der Todesahnungen sprechen hören. Es ist das freilich ein dunkles, sogar unheimliches Feld, auf dem sich eigentlich Niemand recht wohl befindet. Allein die Har-

monie zwischen verschiedenen Seelen, die einander im Leben, sei es persönlich oder nur in einer geschwisterlichen Verwandtschaft ihres Denkens begegnen, ist so fein, so zart mit unserem ganzen Wesen versponnen, daß ein plötzlich eintretender Wechsel in dem Einen eine Rückwirkung auf den Andern bedingt. Dem bloßen kalten Verstande wird es nie möglich werden, die Gründe eines solchen wunderbaren Ineinandertönens zweier getrennter Seelen zu ermitteln; es gehört dazu eine Naturgabe, die mit der des Voraussehens einige Aehnlichkeit hat. Weil es nun aber so Wenige giebt, die solche doch unläugbar vorhandene Seelensympathien zu würdigen verstehen, sollen wir deshalb die Erscheinung selbst abläugnen? Man könnte dann eben so gut den Einfluß der Atmosphäre auf die Barometer hinwegspotten und dreißig andere Phänomene, die wohl auf ihre Gründe zurückgeführt worden, dessenungeachtet aber ewig mit einem Duft des Geheimnißvollen umhüllt sind. Selbst die Mechanik erscheint dem Uneingeweihten wunderbar und weckt in ihm ein Gefühl, das zwischen Bewunderung und Scheu hin und wieder schwankt. Oder sollte nicht die Kraft einer Stahlfeder, die durch das Bestreben, sich aus-

zudehnen, eine ganze Maschine in Bewegung setzt, mit Staunen und fröstelndem Schauer erfüllen? Mir scheint dies nicht allein so, ich kann es fast täglich an den Leuten selbst bemerken, die bei mir aus- und eingehen. Ja die Enträthselung des Geheimnisses ist ihnen unheimlicher, als das Geheimniß selbst, deshalb, weil ihnen damit eine Kraft der todten Natur offenbar wird, welche dem Leben gegenüber immer etwas Geisterhaftes behalten muß."

„Alles dies läßt sich in noch weit höherem Grade auf die verborgensten Naturkräfte im Menschen anwenden, die wir, je nach der Entschiedenheit, mit welcher sie thätig auftreten, Ahnung, Voraussicht, Erscheinung nennen. Mancher spürt sein Lebenlang nichts davon, Andere werden oft beunruhigt, Einzelne begleitet dieses unheimliche Licht der Voraussicht wie ein trüber Schein durch ihr ganzes Leben.

„Sicher erinnerst Du Dich noch des alten Fallmer, eines in jedem Betracht musterhaften Mannes, dessen gesunde, derbe Nüchternheit nichts Spukhaftes in seine Nähe kommen ließ! Und doch, wie rüstig vertheidigte er den Schatz alter Sagen! Wie gern hörte er des Abends dergleichen anheimelnde

Wunderdinge erzählen, und wie oft gab er nicht selbst den Versammelten irgend eine Mähr zum Besten, die sich innerhalb des Kreises seiner Familie zugetragen hatte! — Dieser Fallmer glaubte mit unerschütterlicher Festigkeit an die sogenannten Todtenlichter, und hatte die Erscheinung davon mit noch zehn andern Personen in ein und derselben Minute gehabt, ehe seine Frau starb. Die ganze Gesellschaft sah es ganz deutlich, wie über dem Haupte der bald darauf Sterbenden zwei blaue Flammen mehrere Minuten lang aufflackerten und langsam verlöschten. Vor seinem eigenen Tode wiederholte sich die nämliche Erscheinung, und als man in den Familienbüchern nachschlug, fand man die Angabe, daß seit länger als zweihundert Jahren das Flammen zweier Kerzen über dem Haupte Eines von der Familie stets dessen Tod bedeute. Ein dem Aberglauben oder besser dem Geheimnißreichen Abgeneigter kann das Alles getrost belächeln, wegläugnen läßt es sich aber nicht, da jede Erfahrung dafür spricht. Und was einmal ist, hat, sei es auch versteckt in der niedrigsten Hütte, einen historischen Werth, und kann schon deshalb Anspruch machen auf einige Beachtung."

„Das ist wahr,“ fiel Johann dem Freunde in die Rede, „mit den Todtenlichtern ist's ein eigen Ding. Es gibt hier im Ort allein wohl zwölf Familien, die alle von dieser wunderlichen Erscheinung heimgesucht werden. Andere dagegen kenne ich, welchen das nahe Ende durch den „Fall des Leichenbretes“ angekündiget wird, durch jenen wunderlichen, alle Nerven durchschauernden und das ganze Haus bis in seine Grundvesten erschütternden Ton eines gewaltigen Sturzes, ohne daß man irgend eine natürliche Veranlassung für das entsetzliche Geräusch auffinden kann.“

„Nun siehst Du?“ sprach Tanndorf. „Das sind alles von Tausenden beglaubigte Erscheinungen. Sie kehren immer wieder und machen sich wider Erwarten der Betheiligten unerbittlich geltend. Dahin gehört auch das „Leichhuhn,“ was Manchen ruft, um die Familiensitze verschiedener Geschlechter flattert oder auch mit dunkler Schwinge durch die Gemächer schwebt. Und so wäre es mir leicht, Dir noch eine ganze Menge verschiedener Anzeigen oder Anzeichen des herannahenden Todes aufzuzählen, wenn ich nicht glauben müßte, die hier erwähnten dürften bereits genügen. Ich bitte Dich jetzt nur

noch zu bemerken, daß alle diese verschiedenen Kundgebungen eines nahen Todesfalles immer nur zwischen Personen vorkommen, die entweder durch natürliche Bande des Blutes mit einander verwandt sind, oder eigenthümlich gleiche Seelenstimmungen haben. Es sind dies psychologische Räthsel, eben so wunderbar wie die sich oft wiederholende Erscheinung, daß zwei einander zum erstenmale begegnende Persönlichkeiten sich mit magischer Gewalt an einander gekettet oder unwiderstehlich abgestoßen fühlen. So gibt es geborene Freunde und Feinde, die sich auch, seltsam genug, in der Regel finden. Das Geheimniß der Freundschaft, die Alles aufopfernde Innigkeit der Liebe und nicht minder ihre qualvollsten Schmerzen beruhen auf dieser unergründlichen natürlichen Magie. Tritt diese Eintracht der Lebenden unter sich in einen unwillkürlichen Zwiespalt, etwa so, daß, während der Eine in vollsaftiger Lebensblüthe dasteht, den Andern bereits die Hand des Todes berührt hat; so wäre es wohl in dem Wesen der natürlichen Magie begründet, daß hier durch Ahnen, das bald schwächer, bald stärker, je nach der Reizbarkeit des Individuums hervortritt, jenes Voraussehen des nahen Todes in Schall, Wort oder Bild

zur Erscheinung käme. Auch hier sage ich indeß abermals: das ist nur eine Meinung, kein Urtheil. Mit dem bloßen Spotte wird aber eine Thatsache nicht hinweggestäubt."

„Was Du da gesagt hast," versetzte Johann, „läßt sich hören. Es gibt einen Halt, wenn auch nur einen schwachen, doch wäre mir's lieber, ich könnte Dich Lügen strafen. Denn es wird mir jedesmal ganz unheimlich, wenn ich von Dir höre, Du habest den Tod gesehen."

„Das macht Dein leicht schreckbares Gemüth," sprach lächelnd der Seher. „Mich stört es keine Stunde lang, ich habe es sogar recht gern, wenn mir die Gestalt wieder einmal begegnet, an die wir uns Alle doch früher oder später gewöhnen müssen. Du wirst mich deshalb weder trauriger, noch lustiger finden; mein Blut circulirt eben so ruhig, wie an jedem ordinären Werkeltage. Wenn mich aber dereinst die Gestalt des Todes an mein eigenes, nahes Ende mahnen sollte, dann, nun dann wäre es wohl möglich, daß ich mich eines leisen Schauers nicht würde erwehren können. Meinen Vater wenigstens sah ich zittern, als ihm der ernste Schatten zum ersten Male nachfolgte."

„Du bist doch ein wunderlich begabter Mensch,“ fiel Johann ein. „Zuweilen beneide ich Dich um diese Sehergabe, und dann wird mir wieder angst, wenn ich mir die widerliche Fratze so recht nach Art unserer Kirchenmalerei vorstelle und dabei mir doch immer im Stillen sagen muß: der Tanndorf ist am Ende nur selber schuld an diesem Sehen des Todes! Wenn er zu Kirche und Abendmahl ginge, fiele der Spuk wohl hinweg, und sollte mein Freund bei aller Ruhe des Geistes und bei der unableugbaren Trefflichkeit seines Charakters nicht einmal einen schweren Tod haben, da er so geflissentlich alle Offenbarung des Christenthums von sich weist, und statt dessen an Hexenspuk, Koboldwirthschaft und Geisterseherei glaubt? — Tanndorf, alter Freund, sieh, weiß Gott, das drückt mich oft! Kannst Du mir nicht den Gefallen thun und wenigstens ein Bischen umkehren? Geh nur wenigstens zur Kirche, damit nur die Leute einmal aufhören, Dir unrechte Dinge auf den Kopf zuzusagen.“

„Heilige Einfalt!“ sprach Tanndorf, indem er laut lachend aufstand und durch das Zimmer ging. „Seid Ihr doch alle über einen Leisten geschlagen mit Eurer Glaubensstärke! Meinst Du

denn, ehrlicher Hans, daß mich die Meinung dieser guten, aber schwachen Menschen incommodirt oder gar beunruhigt? Im Gegentheil, wer mich nicht achtet, der fürchtet mich, und ich bin sicherer als Einer vor jedem unerbetenen Besuch. — Pfui, Hans! Christlicher Hans, regelmäßiger Kirchengänger und Muster eines Christen und Rechtgläubigen nach der Schnur, Du verlangst, ich solle heucheln, um Deinen schwachköpfigen Nachtretern Sand in die Augen zu streuen? Nein, alter Freund! Meine Nebenmenschen sollen mich sehen, wie ich mich meinem Gott zeige — ohne Hülle, sonder Maske, als Mann des Forschens, Denkens, Zweifelns und doch auch des Glaubens. Denke an die tombackne Uhr!"

Tanndorf öffnete den niedrigen Fensterflügel und sah hinaus in die Landschaft, auf welcher still und feierlich die Nacht lag. Kein anderes Geräusch als das Bellen der Hunde unterbrach die tiefe Ruhe; in abgemessenen Zwischenräumen hörte man das eintönige Anschlagen der Grubenglocke in dem nahen Kohlenwerke, und ein recht scharfes Ohr konnte wohl auch das Knarren der Gestänge vernehmen.

„Solche Nächte lieb' ich," sprach Tanndorf, auf Johann zutretend, der mit ein paar Uhrfedern

an der Werkstatt des Freundes Versuche über ihre Schnellkraft anstellte. „Es glaubt es Keiner, was der Mensch in den Nächten Alles lernen und erfahren kann! Das muß Jeder selbst versuchen, sonst weiß er die Natur nicht zu schätzen, und an den verschiedensten Orten muß er mit der Natur experimentiren, auf Berg und Fels, in Thälern und Wäldern, auf Steppen und Haiden. Da lernt man recht bald, wie es rein unmöglich ist, ohne Hinblick auf das Weben und Schaffen der Natur zu einem gesunden, urkräftigen Gedanken zu kommen. Ich wenigstens kann ohne Anschauung dieses Kleides der Gottheit nie denken, mich nie erbauen, mich nie als Mensch fühlen. Nur in ihr athmet mir das Glück der Erde entgegen, dem analog ich mir das des Himmels oder der zukünftigen Existenz ausmale. Doch das sind Ansichten, Träume, wenn Du willst, und ein Jeder folgt hierin, wie billig, seinem Dafürhalten oder der Neigung! — Aber sieh, Johann!“ rief plötzlich der sonderbare Mann, und sein hellblaues großes Auge funkelte wie ein Stern unter den überhängenden grauen Brauen, „da ist er wieder und grade wie vorgestern Abend! Armes Kind! Das wird rasch mit Dir gehen!“

Johann drängte sich an's Fenster und sah scharf nach der Stelle, wohin die Hand des Sehers deutete. Wie er sich aber auch anstrengte, er konnte nichts entdecken. Alles blieb ruhig, von dämmerndem Nebeldunst umzogen, durch den nach wie vor die Grubenglocke, das Hundegebell und das Rauschen des Wehres bald stark, bald schwach herüberscholl."

„Gott verzeih mir's, Tanndorf," sprach Johann nach einer kleinen Pause, „es wird mir nachgerade ganz unheimlich in Deiner Klause, und so gern ich auch noch die Fortsetzung Deines Abenteuers in Bezug auf das Geldbrennen am Zwergbrunnen hörte, ich muß Dich ein andermal darum bitten. Beim heiligen Michael, der doch kein Feigling war, mir graut's, nach Hause zu gehen!"

„So bleibe bei mir," sprach der Uhrmacher. „Du mußt zufrieden sein mit Wenigem — ha! jetzt verschwindet er — denn mein Haushalt ist einfach, und was die Bequemlichkeiten anlangt, ganz nach Art unserer Vorfahren eingerichtet."

„Danke, danke von Herzen, alte Seele," versetzte Johann. „Ich schnüre nur den Mäherriemen etwas fester, das gibt Muth und verscheucht jeden thörichten Gedanken."

„O Du Thor aller Thoren!“ rief Tanndorf, und geleitete unter lautem Gelächter den Freund in's Freie, „hat mir der Mensch erst Vorlesungen über meine Einbildungen gelesen und jetzt springt ihm der Aberglaube wie ein junges Kätzchen selbst auf die Schulter, und schnurrt und streichelt lustig um ihn herum. Und was für eine Alfanzerei!“

„Es hilft aber, Alter! Weiß Gott, es hilft! Probir' es nur einmal!“

„Wenn ich mich fürchten werde,“ sagte Tanndorf, schüttelte dem Scheidenden nochmals die Hand und sah der fortwandelnden Gestalt nach, bis sie im Abendnebel, der um Höhen und Waldung glänzte, versank. Dann trat er wieder an den Schmelzofen und brachte noch ein paar Stunden mit dem Scheiden und Zersetzen verschiedener Erzstufen zu. Eh' er sich der Ruhe überließ, zog er die tombackne Uhr behutsam auf. Ein Lächeln überschlich ihn unwillkürlich, als das Gehäuse in seiner Hand ruhte. „Sonderbar,“ sprach er zu sich selbst, „es ist, als läge ein Zauber in dem alten Dinge. Immer und immer muß ich sie als Normaluhr in die Hände nehmen und kann nicht von ihr lassen. Sollte das blos Gewohnheit sein?“

Er ging durch das Schlafzimmer seiner Tochter. Anna lag schon in tiefem Schlummer. Der Vater blieb vor dem Lager des Kindes stehen und betrachtete lange die friedlich Ruhende. Anna hatte die Hände über dem Busen gefaltet, sie schien betend vom Schlaf überrascht worden zu sein."

„Sollte das auch blos Gewohnheit sein?" wiederholte er leise, löschte, wie unwillig, das Licht und trat geräuschlos in seine Kammer.

Ein paar Tage später waren die Freunde abermals beisammen, und Johann unterließ nicht, das Gespräch baldigst wieder auf Tanndorfs Abenteuer zu bringen, da er auf dessen Werkstatt einige Schlacken geschmolzenen Gesteins umherliegen sah.

„Ich möchte mich schämen," versetzte der Uhrmacher, „Dir noch irgend ein Wort darüber zu sagen, da dieser Versuch, wie leicht vorauszusehen war, in nichts sich auflöste. Am Morgen nach jener wunderlichen Nacht ging ich eiligst hinüber an den Zwergbrunnen, fand auch meinen in die Erde gestoßenen Stock noch unbeschädigt stecken, doch keine

Spur von meinem in die Flamme geworfenen Feuerstahle. Rings um den Quell war die Erde rissig, aufgesprungen, als ob lang anhaltende Sommerhitze den Boden auseinander getrieben habe. Zerbröckelter Basalt lag reichlich umher, doch zeigten sich auch bei näherem Untersuchen Schlacken, einzelne Verglasungen u. s. f. Eigentliche Erzstufen konnte ich nirgends entdecken. Ich hatte etwas Aehnliches erwartet, denn daß jene Gegend vulkanisch ist, unterliegt keinem Zweifel, nur ist es mir noch nicht klar geworden, ob die wahrgenommenen Flammen von ausströmender Naphta herrühren oder wirklich aus bedeutenderer Tiefe heraufschlagende Lohen unterirdischen Feuers sind. Die vorhandenen Schlacken deuten auf das Letztere, aber die Natur des Feuers selbst, das durchsichtige, geräuschlose Aufblitzen, das dem leisesten Luftzuge weicht, bestimmen mich wieder, der erstern Annahme beizupflichten.

„Diese Entdeckung freut mich außerordentlich," versetzte Johann, „weil sie Dich überzeugt hat, daß die Sage vom „Geldbrennen" nichts ist, als eine Volkseinbildung, und Du nun hoffentlich daraus die Lehre ziehen wirst, es könnte wohl mit allem Sagenhaften eine ganz ähnliche Bewandtniß haben.

Selbst der tiefer im Gemüth wurzelnde Aberglaube, z. B. das Erscheinen des To—"

„Genug!" fiel Tanndorf ein und ergriff heftig den Arm seines Freundes, daß dieser augenblicklich verstummte. „Wirf nicht wieder Alles thöricht unter einander, wie ein spielendes Kind. Es ist mir niemals eingefallen, zu glauben, an Orten, wo zuweilen jene Naphtaflammen sich zeigen, könne man leicht Tonnen Goldes heben, wohl aber glaube ich noch jetzt, daß an solchen Orten Metalladern verborgen sind. Da kann es aber wohl auch kommen, daß sie beinahe zu Tage ausgingen und der Zufall einmal Unwissende wirklich in Besitz reicher Silberstufen setzte, und so entstand der sehr bezeichnende Name für jene Flammen. In Bezug auf meine Sehergabe jedoch hast Du kein Urtheil. Du siehst nichts, also glaubst Du nicht daran! Und das ist gehandelt, wie ein vernünftiger Mann, und wie ich selbst handeln würde, hätte ich nicht die Gabe jenes Gesichtes; aber ich würde mich auch hüten, es hinwegleugnen zu wollen."

Anna hatte unterdeß ein frugales Abendessen servirt und die Freunde überließen die fernere Unterhaltung dem Zufalle. Johann sprach viel von

einem Nordlicht, das kürzlich gesehen worden und viele Menschen mit Bangen erfüllt hatte. „Verdenken kann man es den Leuten auch nicht," sprach der umsichtige Mann. „Diese Naturerscheinung ist zu selten, als daß wir uns daran gewöhnen könnten, und dann hat es ein wunderlicher Zufall auch meist so gefügt, daß unmittelbar nach Erscheinung solcher Nordscheine Ereignisse von schwerer Bedeutung folgten. Konnte ich mich doch selbst eines unheimlichen Schauers nicht erwehren, als kurz vor dem großen Feldzuge Napoleons nach Rußland, an denen meine vier älteren Brüder Theil nahmen, ein ähnliches Nordlicht in seltner Pracht sich zeigte. Damals zogen die Abergläubischen natürlich den Schluß, es sei dies ein Abzeichen furchtbarer Blutbäder, die freilich nicht wohl ausbleiben konnten, und ich hatte alle Ursache, für meine Brüder zu fürchten. Dennoch hätte ich nicht das Entsetzliche geglaubt, das sich wirklich ereignete. Meine sämmtlichen Brüder starben auf den Schneefeldern zwischen Smolensk und der Beresina, und es waren wackere Burschen, die wohl ein besseres Loos verdient hätten. Wäre ich, wie Du, Seher gewesen, beim heiligen Michael, die Angst hätte mich um-

bringen müssen vor lauter herumspazierenden Todtengerippen!"

Von außen geschah ein Schlag an den geschlossenen Fensterladen. „Was war das?" sprach Tanndorf und wollte aufstehen. „Bleib, Vater," versetzte Anna, „es ist nur der Wind, der an dem rostigen Eisen rüttelt." Indem ward der Schlag stärker und ungestümer wiederholt, und eine vor Angst zitternde Stimme bat den Uhrmacher, nur ja augenblicklich zu öffnen.

„Das ist der Nachbar, so wahr ich selig zu werden hoffe," rief Tanndorf und stieß Fenster und Laden auf. „Ach du mein Heiland, da guckt er ja schon zum Fenster hinein! Es ist keine Hilfe möglich, wo —"

„Ach, Nachbar Tanndorf," sprach bang und entsetzt der draußen Stehende, „wißt Ihr denn schon, daß mein Fritz auf einmal sterbenskrank geworden? Ihr habt sonst immer Rath für alle möglichen Fälle, könnt Ihr nicht einen Gang herum kommen und das Kind Euch ansehen? Vielleicht fällt Euch ein Mittel bei, das Hilfe schafft."

„Nein, Mann, nein!" erwiederte mit Entschiedenheit der Seher. „Wohl weiß ich, daß Euer

Sohn krank werden mußte — Ihr kennt ja meine unglückselige Gabe — und was ich eben jetzt sehe, das sagt mir nur zu bestimmt, daß keines Menschen Hand helfen kann!"

„Um Gott, Nachbar, was seht Ihr denn?" sprach Salomo.

„Einen Schein, ein Kind, weiß wie frischgefallener Schnee, klettert am Giebelende Eures Hauses herunter und sieht zum Fenster der Kammer hinein, wo Euer Fritz liegt. Morgen wird der Schimmer ganz in die Kammer schlüpfen und dann hat Euer Kind ausgelitten. Ich sehe den Tod, Nachbar, und kann nicht helfen. Tröst' Euch Gott und tragt's in Geduld."

Salomo entfernte sich niedergeschlagen, Tanndorf blieb am Fenster stehen, bis seiner Aussage nach der den Tod bezeichnende Schimmer zerrann. Anna war dem Nachbar gefolgt, Johann aber machte seinem Freunde sanfte Vorwürfe, daß er so unvorsichtig und beinahe grausam dem erschütterten Vater jede Hoffnung abgeschnitten habe. „Du kannst Dich ja doch irren," sprach er eifernd, „und wozu dann diese unnütze Furcht!"

„Ich irre mich nicht," versetzte Tanndorf. „Auch kennt mich Salomo hinlänglich und wird mich nicht mißverstehen. Trost geben in einer verlorenen Sache ist feig. Da lieber frisch durchgegriffen! Der Schmerz ist dann freilich empfindlicher, aber er hakt sich auch nicht so tief und verzehrend in's Herz."

Anna's Rückkunft bestätigte die Aussage ihres Vaters, Johann zuckte die Achseln und verließ früher als gewöhnlich das Haus seines Freundes. Tanndorf seufzte und sprach zu seiner Tochter, die er mit väterlicher Zärtlichkeit an seine Brust drückte: „Gott Lob, daß diese unselige Begabung nicht auf Dich übergegangen ist, mein Kind! Die Welt kommt freilich zu uns, indem sie uns weise, klug nennt, aber was sie heranführt, ist nicht die Liebe, sondern Furcht und Scheu. Das ist der Fluch, der solchen Sehergaben immer nachfolgt. Der dämonische Beischmack entzieht ihnen ihre ursprüngliche Reinheit. Mögen Engel Dein Lager bewachen!"

Anna verließ ihren Vater in ungewöhnlicher Aufregung. Sie konnte nicht einschlafen und hörte in dem unerquicklichen Zustande des Halbwachens ihren Vater ruhelos im Zimmer umhergehen und

oft laut mit sich sprechen. Tanndorf wachte die ganze Nacht hindurch, und erhielt mit dem Grauen des Tages bereits die Nachricht, daß des Nachbars Sohn gegen Morgen verschieden sei.

„Ich wußt es ja," sprach der Seher, „der Herr gebe ihm eine sanfte Ruhe!" Gegen seine Gewohnheit nahm Tanndorf Theil an der Begräbnißfeierlichkeit, nur die Kirche betrat er nicht. Als man ihn um den Grund seines Zurückbleibens fragte, gab er Jedem die schon bekannte Antwort: „Es leidet mich nicht, Ihr wißt es ja längst," eine Antwort, die durch die ganze Provinz gäng und gäbe ist bei Allen, die als unkirchlich verschrieen sind. Die eingefleischten Orthodoxen schlagen ein Kreuz hinter ihnen und behaupten, der Teufel, dem die Seelen dieser Ungläubigen schon zugehörten, lasse ihnen keine Ruhe, aus Furcht, die Atmosphäre der Heiligkeit, die in jedem Gotteshause ungemein kräftig sei, möge sie bekehren. Tanndorf aber sagte aus, die Luft sei ihm zu dick in der Kirche, Gesang und Predigt nicht ansprechend; „doch" fügte er gegen milder Denkende hinzu, „das ist nur meine Meinung, kein Urtheil."

Ein so auffallender Beweis für die Sehergabe Tanndorfs konnte nicht spurlos an den Gemüthern vorübergehen. Bisher hatte man ihm wohl eigenthümliche Geschicklichkeiten zugeschrieben, ihn gern von dem Unerfaßbaren sprechen hören, ein rechter fester Glaube aber an das innige Zusammenhängen seines Wesens mit der geheimnißvoll verschleierten Zukunft konnte selbst in den Gemüthern der Leichtgläubigsten nicht aufkommen. Der Zufall hatte es immer gefügt, daß Tanndorf meist nach einem eingetretenen Todesfalle laut bekannte, er habe von dem nahen Ende des Verstorbenen gewußt, und es fiel Niemandem ein, zu widersprechen, da die Meisten ein wenig Schauerliches gern haben und gelegentlich wenigstens veranlaßt wurden, sich gegenseitig erlebte Abenteuer oder sagenhafte Ueberlieferungen mitzutheilen. Jetzt änderten sich die Sachen. Weit entfernt, den Seher zu meiden, kamen von fern und nah Hilfsbedürftige in Menge zu ihm, voraussetzend, der wunderbare Uhrmacher könne, wenn nicht schlechthin geradezu Wunder thun, doch sicher Außerordentliches bewirken. Alles Sträuben und Abwehren Tanndorfs konnte nichts helfen; er stand einmal im Rufe des „klugen Mannes", wie

die Provincialen dergleichen Individuen zu benennen pflegen, und mußte sich daran gewöhnen, die lästig Drängenden auf irgend eine Weise zu beschwichtigen. Tanndorf that nun im eigentlichsten Sinne nichts, höchstens ertheilte er einen wohlgemeinten Rath, wie der gesunde Menschenverstand es forderte, dennoch hieß es überall, der kluge Uhrmacher könne Wunder thun, er sehe es gleich einem Menschen an, ob er noch leben möge oder nicht, und die Stunde des Todes wisse er auf das Allergenaueste voraus zu bestimmen.

Wie immer, so hatte auch hier das Gerücht nicht ganz unrecht. Tanndorfs Sehergabe offenbarte sich im Laufe der Zeit noch an verschiedenen Personen, die zufällig auch Rath von ihm erheischt hatten. Sein eigentliches Bestreben aber ging nur dahin, sich frei zu erhalten von lästigen Besuchen und alles Aufsehen möglichst zu vermeiden.

Jahre waren unter diesem Fluthen und Ebben der Volksmeinung verflossen, ohne auf Tanndorfs eigenes Wesen merklich einzuwirken. Er durchstrich noch eben so oft wie früher Busch und Berg, stand in einem fortwährenden Verkehr mit der Natur und blieb immer ein heiterer Gesellschafter ohne

Anmaßung. Auf einmal aber zeigte sich an dem so rüstigen Manne eine auffallende Veränderung. Im Verlauf weniger Tage wollten Alle, die ihn oft sahen, eine gänzliche Umgestaltung seiner Gesichtszüge bemerkt haben. Auch die Munterkeit verlor sich, man hörte ihn gegen seine Gewohnheit oft schwer und tief seufzen, und wenn er ausging, so war nicht mehr die freudige Zuversicht in Haltung und Blick zu lesen, die ihn sonst immer begleitet hatte.

Leise gethane Fragen beantwortete Tanndorf mit schmerzlichem Lächeln, aus dem sich alles nur Denkbare errathen ließ. Dies Schweigen verfehlte nicht, sehr bald das Gerücht zu verbreiten, den klugen Mann werde nun in kurzer Zeit der Teufel holen, sein Pact mit ihm sei zu Ende und ihm durchaus nicht zu helfen!

Diese Aeußerungen drangen auch zu Johann, Tanndorfs immer treu ergebenem Freunde. Den ehrlichen Mann verdrossen die ausgesprengten Gerüchte, ohne daß er doch ein Mittel besaß, sie niederzuschlagen. Auch ihm war die schnelle Veränderung seines Freundes nicht entgangen, doch unterdrückte er jede Frage, da er wußte, Tanndorf liebe nicht allzugroße Zudringlichkeit. Mit dem Umsich-

greifen der thörichsten und abgeschmacktesten und zum Theil auch böswilligsten Gerüchte hielt er es indeß für Pflicht, ernstlich in seinen Freund zu dringen, um durch ein gelegentliches Aussprechen der Wahrheit alle Verläumdungen auf einmal zu verdrängen.

Es war nur so schwer, den seit einiger Zeit immer Herumstreifenden zu treffen! Johann mußte lange suchen, bis er seinen Freund zuletzt tief im Walde auf einem über das Gebüsch hinausragenden Steine sitzend fand, weniger die zauberische Gegend bewundernd, als in sich selbst versunken.

„Sage mir nur um's Himmels willen, Alter, was Dir in den Sinn gekommen ist," redete der gutherzige Mann seinen Freund an. „Du legst es ja ganz darauf an, ein Einsiedler zu werden! Treibst Dich Tage, Nächte lang in Wäldern und Schluchten herum, läufst wie toll in den dichtesten Nebel hinein, gestikulirst, als wolltest Du Himmel und Erde eine erbauliche Bußpredigt halten, und magerst dabei ab, wie ein Karthäuser! Mann, Mann, ich bitte Dich, werde wieder vernünftig! Weiß Gott im Himmel, es wird mir bange um Dich und Deiner Seelen Seligkeit, und zuletzt komme ich

auch noch auf den Gedanken, womit die verläumdungssüchtige Welt herumklatscht, und halte Dich für des Teufels neu angeworbenen Livreebedienten."

„So?" sagte Tanndorf, ruhig auf seiner Felsplatte sitzen bleibend, „also die Welt meint, der Teufel solle oder wolle mich holen?"

„Er soll mich selber holen, wenn sie's nicht glaubt," versetzte Johann. „Darf man sich aber wundern? Siehst Du doch aus, wie ein Hamster, der neun Monate lang nichts mehr zu sich genommen, und Augen hast Du, beim heiligen Michael, wofür Dir am ersten besten Werkeltage jeder banquerotte Schacherjude ein paar blanke Speciesthaler gäbe! 's ist eine Schande für einen Mann, wie Du, so verzagt, kleinlaut, seufzend herumzustolpern! Wenn Dich nun auch das Gewissen ein bischen zwickt, es geht deshalb nicht gleich an ein Halsumdrehen. O, ich habe auch solche moralische Jammertage, solche Charwochen des Gewissens, wobei einem freilich sehr schlecht zu Muthe ist. Aber nur frisch sich selbst aufgeschüttelt, so fällt die Last von der Schulter, und kann man sich gar bequemen, an den Altar zu treten, dann, Alter, glaub' es einer ehrlichen, einfältigen Christenseele, dann wird

einem so leicht und wohl, daß die Lust zum Leben, wie eine Lerche in den Frühlingshimmel hinein, wirbelt und jauchzt."

„Das konnte ich voraussehen," erwiederte Tanndorf, indem er langsam von seinem Felsen herabstieg und an dessen Fuße auf weichem, duftigem Moose neben Johann Platz nahm. „Ein Verständiger hätte mehr Arbeit," fuhr er fort, „als Gott bei der Weltschöpfung, wollte er sich die Mühe geben, seine Umgebungen gegen sich selbst gerecht zu machen. Weil ich weiß, daß ein solches Unternehmen Wasser in einen offenen Schlauch gießen heißt, denke ich eben gar nicht daran, sondern überlasse die Menge ihren unschädlichen Gelüsten. Sie plaudert, klatscht, argwöhnt so lange, bis etwas anderes ihrer Ermüdung wieder einen neuen Anstoß gibt. Warum ihr dies Vergnügen rauben? Ich sehe keinen Grund dazu. — Du aber, lieber Freund Hans," sprach er in halb scherzhaftem, halb ernstem Tone zu seinem Freunde, „Du könntest etwas klüger geworden sein, um zu wissen, daß mich weder Tod noch Teufel in Furcht setzen, der Erstere mich aber wohl erreichen kann; denn ich bin auch nur ein Mensch."

„Ach, wer wird vom Tode sprechen!“ sagte Johann. „Das sind eben lauter schwarzgallichte Gedanken, aschgraue Grillen, die, ich weiß nicht warum, ordentlich über Nacht in Deinem klugen Kopfe sich einquartiert haben. Ich glaube, die Berühmtheit macht Dir Sorge, oder hast Du wieder ein paar Dutzend Tode gesehen?“

„Nur einen,“ antwortete Tanndorf, „und der sitzt dicht neben mir.“

„Bitte gehorsamst,“ erwiederte Johann, „gegenwärtig habe ich weder die Lust, noch die Ehre, mit dem Freunde aller Lebensmüden in so nahe Bekanntschaft getreten zu sein. Wirklich, diesmal, wenn auch nie zuvor, irrst Du Dich!“

„Freilich, freilich! Es gilt auch nur mir.“

„Was?“ rief Johann und sprang wie von Taranteln gestochen auf. „Bist Du toll? Du — Du — Du — und siehst den Tod? Deinen eigenen — neben, bei, auf, über Dir? Weiß oder grau? Dick oder dünn? Groß oder klein? Aber nein, nein, nein, es ist ja nicht möglich! Tanndorf, widerrufe, ich flehe Dich drum, oder Du erlebst es noch, daß ich anfange, wirblich zu werden.“

„Freund!" versetzte der Seher, „beruhige Dich! Gegen das Unvermeidliche dürfen sich Menschen nicht auflehnen. Seit vierzehn Tagen begleitet der Tod mich auf jedem meiner Schritte; er sitzt neben mir an der Werkstatt, er hilft mir die Uhren aufziehen, drechseln, schmelzen, er sucht Blumen und Kräuter wie ich, er legt sich mit mir zu Bett. Kurz, er ist mir ein so treuer Gefährte, daß seine Freundschaft gewiß das Leben überdauert. Aber," setzte Tanndorf hinzu, und ein Fieberschauer lief durch seine Nerven, „seine Gesellschaft ist selbst für einen vorurtheilsfreien Mann schauerlich."

Nach diesem Geständnisse, dem Johann irgend etwas Tröstendes entgegen zu setzen kaum Worte fand, gingen die beiden Freunde zurück in ihren Wohnort. Unterwegs ließ sich Tanndorf bewegen, näher auf die Erscheinung einzugehen und von den Metamorphosen des unerklärlichen Gesichts dem Freunde ein detaillirtes Bild zu entwerfen.

„Vor ungefähr vierzehn Tagen," erzählte der Uhrmacher, „führte mich ein Geschäftsgang nach Böhmen. Es war trüb, die Luft aber außerordentlich erfrischend, und wie mich die Natur immer heiter stimmt, so fühlte ich auch diesmal eine Jugend-

frische in mir, als wäre ich noch ein rüstiger Jüngling. Ich kam, nach meiner Art durch Dick und Dünn vorwärts schreitend, froh und guter Dinge am Orte an, in kurzer Zeit waren die Geschäfte beseitigt, und ich trat, noch eben so heiter gestimmt, den Rückweg an. Im einsamen Fortgehen wende ich mich plötzlich einmal zur Rechten um, indem eine Lichtung im Walde den Abschnitt einer herrlichen Gegend auf höchst reizende Art durch die Umgebung des grünen Gebüsches einrahmte. Da fängt mein Auge die Umrisse eines Schattens auf, der mit mir in gleicher Größe, etwa zehn Schritte entfernt, ganz ruhig am Waldsaume steht. Anfangs glaubte ich, es sei mein eigner Schatten, allein die Sonne schien nicht, auch ahmte der vor mir Stehende keine meiner Bewegungen nach. Nur wenn ich ihm entgegenschritt, trat er eben so weit zurück. Uebrigens war die Gestalt selbst so nebelhaft unsicher, daß man sie leicht für eine graue Dunstsäule hätte halten können. Mich beschäftigte das Seltsame der Erscheinung auf dem ganzen Wege. Zuweilen sah ich den Schatten ganz deutlich neben mir fortschleichen, dann verlor er sich wieder, kehrte aber nach einiger Zeit zurück, schärfer umrissen, die

Gestalt eines Menschen immer deutlicher annehmend. So begleitet kam ich nach Haus. Ich hatte genau Acht, ob der Schatten mit mir eintreten werde, allein die Dunstgestalt blieb scheu an der Thürschwelle stehen und schien mir düstern Blickes nachzusehen.

„Jetzt blieb mir kein Zweifel übrig; ich hatte den Tod gesehen, diesmal auf mich selbst, als das auserwählte Opfer, zielend. Aber die Art seines Erscheinens ließ mich noch auf ein paar Monate Leben hoffen. Denn ehe die Gestalt nicht in das Haus dessen tritt, dem sie das Ende verkündigt, kann er getrost fortleben. Gestern nun war der verhängnißvolle Tag, der den Schimmer mit in mein Zimmer führte, und nun hält sich das nur mir sichtbare Wesen kaum eine Elle weit von mir entfernt. Die Gestalt ist entschieden hervorgetreten, ihre Augen sind stets fest auf mich gerichtet, wenn ich sie ansehe, doch nicht finster, eher mild. Dennoch peinigt dies schattenleere Nichts, das doch jede Stunde meines Lebens zählt, wägt und — ist sie vorüber — zu Grabe bettet! Und ich fühl' es, daß die Tage meines Lebens ihrem Ende nahen. Mich peinigt nichts, als der Druck dieser Begleitung,

vor dem Tode selbst fürchte ich mich nicht; denn ich habe gelebt nach Pflicht und Gewissen, wie Jeder soll."

„Hm," sagte Johann, „das ist eine Behauptung, worüber die Kirche etwas abweichend denken möchte. Doch laß ich Jedem seinen Glauben und will Dich also auch des Deinigen halber nicht tadeln. Sage mir nur, was Du thun willst, wenn das Todesgespenst nicht von Dir läßt?"

„Ueberflüssige Frage! Dasselbe, was hier sich ereignete." Tanndorf zeigte auf Salomo's Haus, an dem die Freunde eben vorübergingen. „Verlasse nur meine Anna nicht!" Der Uhrmacher schüttelte dem Freunde die Hand, und dieser ging in sich gekehrter, erschütterter, als je, von ihm. „Mein Gott," sprach er zu sich selbst, „gibt es doch Dinge auf Erden, die einem Menschen den Verstand schier rauben könnten, wenn er nicht oft so viel Verstand hätte, zu rechter Zeit seinem Nachdenken ein Ziel zu setzen! Auch ich will so verfahren, sonst kriegt unser Narrenhaus einen Dummdusel mehr." —

Tanndorfs ganze Gestalt verfiel nun von Tage zu Tage mehr, auch seine Kräfte nahmen mit überraschender Schnelligkeit ab, obwohl er noch immer

viel im Freien lebte. Das Bild des Todes, nur seinem Auge sichtbar, schmiegte sich enger an ihn an, verließ ihn nie mehr und begleitete den Seher am Tage in Gestalt eines Schattens, des Abends aber als eine von lichthellen Gewändern umflossene Figur. In den letzten acht Tagen seines Lebens berührte es ihn oft; er fühlte die Nähe der Erscheinung und sagte aus, daß er sterben werde, sobald der Tod sich in ihn gleichsam hinein verlöre. —

Nach wenigen Tagen konnte er das Zimmer nicht mehr verlassen. Die Gottesfürchtigen, die Frommen, die Pietisten von der strengsten Observanz, drangen in ihn mit Bitten und düstern Höllenausmalereien: er solle doch nur ja die Segnungen der christlichen Kirche erflehen und sich bekehrend die Sacramente reichen lassen, damit der Teufel ausfahre! Denn dieser ihm sichtbare Todesengel sei nur der Satan, der auf seine Seele lauere und sie aufschnappen wolle, wie der Karpfen eine Semmelkrume, sobald Seele und Leib sich trennen würden! Tanndorf hörte anfangs den frömmelnden Rathgebern geduldig zu, da ihm der Andrang aber bald zu arg ward, ließ er die Thüren verschließen und blieb mit Johann und Anna allein. Er sprach

heiter und mit vollem Bewußtsein von dem, was ihn im Leben am meisten gefesselt hatte. Die Natur war der Zauber, an dem sein tiefstes Leben hing. „Mit Sonnenuntergang," sprach er, „zieht der Tod in mich ein. Oeffnet das Fenster, damit ich das Abendroth nochmals sehe und mein Auge an dem Glanz sich weide, den das versinkende Gestirn über Fluren und Berge ausgießt."

Anna willfahrte dem Vater, Johann saß neben ihm und beobachtete an der alten, tombacknen Uhr des Sehers genau den forteilenden Zeiger. „Siehst Du ihn noch?" fragte er den Ermatteten. „Wenig, sehr wenig," antwortete Tanndorf, „aber es freut mich, Dir beweisen zu können, daß mein tombackner Glaube eben so gut — gewesen — als der Andern — goldener."

Tanndorf wendete das Gesicht dem Abend zu, der letzte Strahl der Sonne übergoß es mit leuchtenden Flammen. Der Seher war todt.

„Es ist eine große Sache um eine feste Ueberzeugung," sprach Johann, indem er dem todten Freunde die gebrochenen Augen zudrückte. „Die Narren werden dabei bleiben, der Teufel habe ihn geholt, sein mildes Lächeln sieht aber eher darnach

aus, als hätten Engel an seinem Todtenbette gestanden."

Die Geistlichkeit zog genaue Erkundigung ein nach den nähern Umständen beim Tode Tanndorfs, da aber Niemand etwas Auffälliges dabei gehört oder gesehen hatte, so mußte dem Verstorbenen ein ungestörtes Begräbniß gestattet werden, „ohne Sang und Klang," wie er es gewünscht.

Sein Tod blieb lange Zeit ein Gegenstand der Unterhaltung im Volke; er ward überall vermißt und fortwährend als ein seltener, verständiger, ehrenwerther Mann gepriesen. Zwar starb mit Tanndorf die wunderbare Gabe, Jemandes Tod vorauszusehen, nicht aus, Keiner der Späteren aber besaß sie in solcher Vollkommenheit und vereinigte noch weniger so viele und so nützliche Talente in sich. Der Glaube an das Gesicht des Todes lebt aber noch ungeschwächt fort unter dem Volke, wenn man auch neuerdings nicht mehr laut davon zu sprechen wagt, indem die Skepsis selten verfehlt, an solchen abergläubischen Gemüthern ihr Müthchen zu kühlen.

II.

Die Lichtengänger.

Ein Sittenbild.

aus, als hörten Engel an seinem Todtenbette ge[illegible]."*

Die Geistlichkeit zog genaue Erkundigung ein nach den nähern Umständen beim Tode Tanndorfs, da aber Niemand etwas Auffälliges dabei gehört oder gesehen hatte, so mußte dem Verstorbenen ein ungestörtes Begräbniß gestattet werden, „ohne Sang und Klang," wie er es gewünscht.

[illegible] der Unterhaltung [illegible], er ward überall vermißt und [illegible] als ein seltener, verständiger, ehren- [illegible] Zwar starb mit Tann- [illegible] Tod voraus- [illegible] aber besaß [illegible] und vereinigte noch weniger so viele und so nützliche Talente in sich. Der Glaube an das Gesicht des Todes lebt aber noch ungeschwächt fort unter dem Volke, wenn man auch neuerdings nicht mehr laut davon zu sprechen wagt, indem die Skepsis selten verfehlt, an solchen abergläubischen Gemüthern ihr Mütchen zu kühlen.

[illegible]

Wie man beim Herannahen des Winters in Städten sich Abends gesellschaftlich zu unterhalten pflegt, entweder an öffentlichen Orten, oder in Familienzirkeln, so ist es auch auf dem Lande und vorzüglich in gebirgigen Gegenden Sitte, hier oder dort zusammen zu kommen. Bierhäuser und Schenken werden zwar in der Regel vermieden, wenn es auch Einzelne gibt, die sich an ein Leben außer dem Hause gewöhnt haben. Sitte und Herkommen gebieten vielmehr, dem Hange nach gesellschaftlichem Verkehr in einer eigenthümlichen, idyllischen Treuherzigkeit sich hinzugeben, die grade in den abgelegensten Gebirgsthälern am liebenswürdigsten erscheint.

Diese Abendbesuche in den Dörfern gebirgiger Gegenden, die gewöhnlich nach gänzlicher Beendigung der Aerndtezeit ihren Anfang nehmen, nennt man

in einigen Provinzen den Lichtengang. „Geht ihr heut' Abend zu Lichten?" ist eine tägliche Frage, womit die Nachbarin des Morgens den Nachbar begrüßt, und man freut sich der Dämmerung, wenn die Antwort bejahend ausfällt und das Haus bezeichnet wird, wo man sich treffen will. Oft finden sich Viele ungerufen, unverhofft zusammen, und es gibt die heitersten Kränzchen. Frauen und Mädchen eröffnen immer zuerst diese ländlichen Soiréen. Mit dem Spinnrocken am Gürtel, das Rädchen in der Hand, verlassen sie mit Einbruch der Dämmerung ihre Wohnungen, um bei irgend einem Bekannten den Lichtengang zu halten. Man setzt sich zusammen auf die rings um die Balkenwände laufenden Bänke und läßt die Räder lustig schnurren, indem man dies oder jenes Volkslied singt. Die älteren Frauen drehen die Spindel, nur selten sieht man hier oder dort eines der jüngeren Mädchen mit Nadel oder Strickstrumpf umgehen. Die Pausen füllen Gespräche, dem Kreise ihres Lebens entnommen, aus; dann schweigen wohl auch einmal die eintönig schnurrenden Rädchen und es wird gemeinschaftlich geweift. Auch an artigen Wetten fehlt es nicht. Um ein Busen- oder Kopftuch

unterfängt man sich, in Zeit von zwei oder drei Stunden eine gewisse Menge Garn von einer solchen Feinheit zu spinnen, daß sich ein voller Strähn durch den silbernen Fingerring eines Mädchens ohne Anstrengung ziehen läßt. Hie und da wird das Gelingen dieses Kunststückchens für das Zeichen einer baldigen, glücklichen Heirath gehalten.

Es liegt in dieser harmlosen Weise, sich das Leben zu versüßen, eine so rührende Einfalt, daß der an rauschendere Genüsse Gewöhnte sich schwerlich einen Begriff davon machen kann. Nichts Idyllischeres und Anheimelnderes, als ein prunkloses Zimmer voll solcher Lichtengängerinnen, die unbefangen, heiter sich bewegen, immer gemüthlich und zufrieden sind, dabei aber freilich wenig von dem sogenannten Weltleben wissen. Ihr Gesichtskreis ist beengt, über die nächsten Berge hinaus liegt für sie das Land der Mährchen und Wunder. In ihrem engen Kreise wirken sie aber auch gewissenhaft, stehen sich gegenseitig mit Rath und That bei, und das Unglück ist ihnen nur bekannt in den Täuschungen der Liebe, einer etwaigen Zänkerei, die mit einem Prozesse endigt, oder aus den Verheerungen tosender Wetter.

Mit Einbruch der Nacht finden sich auch junge und bejahrte Männer ein. Denn der Lichtengang schließt hergebrachter Weise die meisten Ehen. Hier sieht der Jüngling die blühenden Schönheiten seines Dorfs, hier kann er wählen, sich mit ihnen unterhalten, sie nach Hause begleiten. Mit dem Eintritt der Männer ändert sich aber auch die Scene. Die Arbeit wird für beendigt erklärt, dafür erzählen die Männer die neuesten Weltbegebenheiten, so weit sie selbst damit bekannt geworden, und hat sich auch dieser Stoff erschöpft, so wird das Wunderbare hervorgesucht, und Mährchenglanz und Elfentänze schimmern und schwanken durch die vom lodernden Kienspahn dunkel erhellte Stube.

Es gibt an manchen Orten Erzähler, die man privilegirt nennen könnte. Die Gabe, seltsame Begebenheiten einfach und doch ergreifend vorzutragen, ist Einzelnen im hohen Grade eigen. Sie haben meist ihren bestimmten Platz am umfangreichen Kachelofen, und man kann sie immerhin, die Umgebungen abgerechnet, mit den alten Barden, den Minstrels der Schotten, vergleichen. Ihre Zuhörer sind im höchsten Grade aufmerksam; man lauscht jedem Wort, der Kienspahn brennt immer düsterer,

die Gebehrden des Erzählers bilden phantastische, gespensterhafte Figuren an dem grauen Getäfel der Wand oder Decke. Die ganze Umgebung erhält etwas Mährchenhaftes, und will man den vollen, ergreifenden Eindruck einer Volkssage durchfühlen, so muß man sie von einem solchen Erzähler in der bangen, lauschenden Andacht des Aberglaubens gehört haben, wie nur die Versammlung eines Lichtenganges sie besitzt.

Auch ist nöthig, daß man der üblichen Mundart mächtig sei. In dieser Rauhheit des Idioms liegt die halbe Mährchenwahrheit der mitgetheilten Geschichte. Dieses pathetische Phlegma steigert die Erwartung, der Erzähler hält oft inne, als fürchte er sich, den Ausgang mitzutheilen; ein Schauer überläuft ihn kalt, die Stimme zittert, die rauhe Sprache gewinnt in der Bewegung seiner Seele an Wohllaut, und so schließen dergleichen Mährchenbilder sich wundersam befriedigend ab zu einer Art Kunstwerk. Mährchen darf man eigentlich nie lesen, man muß sie erzählen hören und in der Erzählung entstehen sehen. Es ist wie mit einem Volksliede, um es ganz in sich aufzunehmen, muß es gesungen werden.

In manchen Gebirgsgegenden, wie in den lausitzisch-böhmischen, auch wohl den nach Schlesien hineinreichenden, werden diese Lichtengänge häufiger, je mehr die Weihnachtszeit heranrückt. Es vergeht selten ein Abend, wo nicht an mehreren Orten die gemischteste Gesellschaft zusammen käme. Alte Gewohnheiten, auf abergläubische Gebräuche gestützt, tragen nicht wenig dazu bei, diese Zusammenkünfte anziehend zu machen. Die letzten Wochen kurz vor dem Geburtsfeste Christi werden für ungemein einflußreich erachtet, und man kann durch Beobachtung gewisser Ceremonien alle Geheimnisse der Zukunft, insofern sie das eigene Leben betreffen, während dieser Zeit erfahren. Freilich gibt es dabei immer auch einige Bedenken, und die geringste Nachlässigkeit in Beobachtung der vorgeschriebenen Formalitäten hat die trübseligsten Folgen. Eben so bedeutungsvoll sind die heiligen zwölf Nächte, und es läßt sich mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß in jenen Gebirgsgegenden das ganze Jahr hindurch schwerlich so viele fromme Wünsche ausgesprochen werden, als in der Zeit vom Sanct Thomastage bis nach dem Fest der heiligen drei Könige. In diesem Zeitraume werden noch immer die tollsten

Dinge angegeben, von denen vielleicht kaum die Hälfte zu einer allgemeineren Kenntniß kommen, weil das Geheimhalten die erste Bedingung des Gelingens ist. —

Dicht an den böhmischen Grenzgebirgen hatte sich zur Feier der Neujahrsnacht auf einem Meierhofe, der, etwas abgelegen von den übrigen Häusern der Ortschaft, ein Berggelände berührte, eine gemischte Gesellschaft zum Lichtengange eingefunden. Der heilige Tag ließ es nicht zu, die gewohnten Beschäftigungen vorzunehmen, man suchte sich deshalb auf andere Art zu unterhalten. Die jungen Mädchen hatten Dies und Jenes gehört, wie man erfahren könne, ob sich bald ein Liebster einfinden, ob man im Laufe des Jahres noch heirathen werde, ob die Zukunft mit Reichthümern gesegnet sei, und was dergleichen mehr ist. Neugier und Muthwillen gleichen sich aller Orten, und so währte es nicht gar lange und sämmtliche junge Mädchen entfernten sich, gingen nach dem größeren Raume im ersten Stock des Hauses, gewöhnlich die Vorbühne geheißen, und schickten sich an, den Pantoffel zu werfen. Zu diesem wichtigen Akt setzten sich alle an den Boden, den Rücken der Thür zugewandt. Denn

die abergläubische Ceremonie verlangt, daß der verhängnißvolle Pantoffel von dem fragenden Mädchen hinterrücks nach der Thür zu geworfen werde. Fällt er so zur Erde, daß die vordere Spitze nach der Thür hinweist, so verkündigt dies eine Heirath noch im Laufe des Jahres, ist sie aber nach dem Gemache gerichtet, so muß man sich noch ein Jahr länger in Geduld fassen.

Der Pantoffelwurf ging unter Scherzen und lautem Gelächter vor sich, und die zehn bis funfzehn jungen Mädchen freuten sich selbst über die drollige Confusion, in der sich das geworfene Schuhwerk berührte. Der Zufall hatte gewollt, daß nicht ein einziger bestimmtes Glück verhieß; die meisten lagen sogar quer auf der Bühne, und so ließ auch hier, wie immer, der Doppelsinn der Prophezeiung eine trügerische Deutung zu. Indeß hatten die frohen Kinder Lust bekommen, auch noch andere Schicksalsfragen zu thun, denn, obwohl alle die Maske des Scherzes festzuhalten bemüht waren, im Herzen glaubten doch alle mehr oder minder an die Wahrheit der Aussage, und man wünschte sich nur eine glückverheißende, um recht der schönsten Hoffnungen voll die Zukunft erwarten zu können.

So goß man Blei in Wasser, um aus der wunderlichen Formbildung des plötzlich erkaltenden Metalles die Gestalt des Geliebten zu erkennen. Da gab es denn die lächerlichsten Carikaturen, wahre Mißgeburten des Zufalls, Menschen mit einem Beine, Körper ohne Köpfe, abschreckende Thierbildungen, Schlangen mit Stachelkämmen und anderes phantastisches Gethier. Indeß amüsirten sich die ländlichen Schönen, und als zuletzt eine gefällige Menschenfigur im Gusse entstand, hatte man wenigstens Stoff, sich in Vermuthungen zu erschöpfen, wem unter den bekannten jungen Männern wohl die Verheißung gelten dürfe.

Man war des fruchtlosen Prüfens endlich müde, längst war es Nacht geworden, und die Männer traten, von Schneeflocken bestäubt, in das geräumige Zimmer. Unter diesen befand sich eine freundliche Gestalt, die mit wundergläubiger Zuversicht an all den Sagen hing, mit denen die Gegend überfüllt ist. Emmerich war einer von den seltenen Menschen, welchen auf allen Kreuzwegen etwas Ungewöhnliches begegnet, und wenn Jemand darauf hindeutete, daß er wohl ein Sonntagskind sei, so kniff er pfiffig lächelnd die kleinen Augen zu und

sagte weder Ja noch Nein. Er wollte viel erlebt haben in seiner Jugend und ward deshalb oft ärgerlich, wenn die Jüngern seine Begegnisse zu bezweifeln Lust hatten. Ihm waren an nahen Berggeländen Orte bekannt, wo er wiederholt die metallische Zauberflamme gesehen hatte, die man gewöhnlich mit dem Ausdrucke „das Geldbrennen" bezeichnet. Neugier und Furcht vermochten ihn dereinst, einen neuen, noch ungebrauchten Feuerstahl in die bläuliche Lohe zu schleudern, und am andern Morgen, behauptete er, habe ihn der dankbare Erdgeist mit zwei schönen Goldstücken beschenkt von altem wundersamen Gepräge. Ein andermal führte ihn ein heftiges Schneegestöber in die trostloseste Irre. Da begegnete ihm ein vornehmer Herr mit roth ausgeschlagenem Mantel, der am linken Fuß einen gelben Schuh trug. Der fremde Herr unterhielt sich leutselig mit dem Verirrten, führte ihn mitten durch Nebel und Schneesturm, und als er sich wieder auf bekanntem Stege fand, bemerkte er erst, daß sein Führer den Kopf unterm Arme trug.

Dieser Emmerich war gern gesehen, am meisten an solchen Abenden, wo die Arbeit ruhte und man sich so gern an Erzählungen ergetzt. Die

Gebirgsbewohner haben ohnehin ein lebhaftes Interesse an dem Schauerlichen, wenn es nur nicht ihre Rechtgläubigkeit, ihr moralisches Gefühl verletzt. Dies kommt indeß nur höchst selten vor, da alle Sagen auch die Charaktereigenthümlichkeiten des Volksstammes an sich tragen, dem sie angehören. Emmerich war überdies, obwohl nicht im mindesten Kopfhänger, doch viel zu ernsthaft religiös, als daß er irgend etwas hätte erzählen sollen, was gegen die hergebrachte Sitte verstieß.

Mit Emmerich's Eintritt setzte man sich im Meierhofe um den Tisch, der heute, als zu einem hochwichtigen Festtage, mit ein paar schönen Lichtern belastet war. Dennoch brannte im ziegelausgelegten vordern Raume der Stube der buchene Spahn, um den sich die Mägde und Knechte versammelten.

„Emmerich," rief man den Alten von allen Seiten an, „heut Abend müßt Ihr ganz schöne, alte Geschichten erzählen, aber solche, die wir noch nicht kennen!"

Emmerich kniff die Augen zu, lächelte, brannte sich die kurze Pfeife mit dem aus Holz zierlich geschnitzten Kopfe am Spahne an und sagte: „Wenn

ihr fromm seid, Kinder, sonst nicht! Es stürmt draußen, 's ist rauhe Luft, die Wolken lärmen in den alten Schluchten — das ist Geschichten-Wetter, wie der alte Sebastian sagte, Gott tröst' ihn!"

Diese gemüthliche Ermahnung war vielversprechend. Man putzte die Lichter und wartete ruhig auf Emmerich's Geschichte. Nach einer Weile fing der Erzähler an: „Kennt Ihr das Ding vom Klappermanne? Nicht? Nun gut! Das Histörchen fällt just in die jetzige Zeit, einen Tag früher oder später, wie ihr wollt; man hört's immer gern." —

„Es hatten sich vor Alters hier in der Umgegend eine Menge junger Mädchen und Bursche zu einem Lichtengange versammelt, und saßen nach Beendigung ihrer Arbeit um den Tisch, grade so, wie wir. Dazumal war's noch besser und ruhiger auf der Welt, als heut zu Tage. Nirgends gab es viel Aufwand, man lebte schlicht vor sich hin, hielt auf seine Ehre ein strenges Augenmerk, wie der Weber auf die Spule, und wollt's irgendwo reißen, da war man gleich dahinter her mit dem

Nuppmesser *), schnitt die schadhafte Stelle aus und schlug einen neuen frischen Faden unter. Es gab eben ein wackers Stück Leben! Dennoch ging es auch nicht immer ganz musterhaft zu, schon deshalb nicht, weil unser Herrgott die Sonne aufgehen lassen muß über Gute und Böse! So mußte es räudige Schafe geben, schon unserm Herrgott zu gefallen, und seht, junges Volk, weil's Dem ein Kleines war, Alles zurecht zu stellen, wie's in sein Regiment paßte, so ließ er da und dort einen Sündenbock heranwachsen, groß werden, verzierte ihn mit stattlichen Hörnern und führte dann das liebe Satanskind just unter seine frommen unschuldigen Schäfchen. Jetzt braucht's das gar nicht mehr, wie Ihr wißt, denn unschuldige Schäfchen gibt es nur sehr wenige — still gesessen, Else! Dich nehm' ich aus. — Die Lichtengesellschaft war nun kostbarlich vergnügt, das Krummbacher Bier, oder war's Görlitzisches — das weiß ich so genau nicht mehr — ging im zinnernen Deckelkruge von Mund zu

*) Nuppmesser nennt der Weber das Instrument, mit dem er die Knoten an der frisch gewobenen Leinwand abschneidet oder „nuppt".

Mund, und dabei handthierten die jungen Leute gar weidlich mit Messer und Gabel auf den hölzernen Tellern und ließen sich den Weihnachtsschinken trefflich schmecken. Das hat sich nun Alles geändert! Heutiger Zeit essen wir Alle auf Steingut oder Porzellan, wiewohl 's nichts taugt. Holz ist besser, die Messer werden nicht so stumpf."

„Mein Urgroßvater war mit unter den Lichtengängern. Er hatte von seiner Liebsten ein paar Messer und Gabel erhalten, die mit schwerem Silbergriff gar zierlich in einer schwarzledernen Scheide staken. Dieses Geschenk wurde von Allen höchlich bewundert und gelobt, denn mein Urgroßvater brauchte es an jenem Abende zum ersten Male. Das klingt Euch wieder kurios, weil Ihr schon seit Jahren die alberne Stadtsitte aufgebracht habt, seit welcher in jedem Hause mehr Gabeln und Messer zu finden sind, als Menschen. Daß Gott erbarm'! 's ist eine gräuliche Mode, und Verschwendung obendrein. Just seit der Zeit fehlt es an Kronthalern im Beikästchen!

„Die Lichtengänger aßen also, und sie hatten rechten guten Appetit, weil sie keine Zeitungen lasen. Glaubt mir's, Ihr Kinder, das viele Lesen,

was da seit einer Reihe von Jahren aufgekommen ist, das verdirbt Euch den Magen und den Kopf. Man wird ganz wirblich davon! — Nun war unter der lustigen Gesellschaft auch ein Brautpaar, das, wie es dazumal Brauch und Sitte erlaubten, mit einander von einem Teller aß und aus einem Glase trank. Da man lustig und das Bier festtäglich geklärt war, so trank man ein Bissel mehr, als nothwendig, und das Brautpaar folgte in allen Stücken dem guten alten Brauch. So geschah es, daß sich beide hoch und theuer verschworen, sich ewig treu zu bleiben, und der junge Mann, der ein feuriges Gemüth hatte, und in der ganzen Gegend als ein liebenswürdiger, aber auch ein wenig schlimmer Gesell bekannt war, vermaß sich unter wiederholten Umarmungen seiner Braut und unter wilden Betheuerungen: es solle ihn Gott strafen an seinem sterblichen Leibe, breche er sein Wort, und sterbe er zuvor, so möge sein Gebein unzertrennlich an einander hangen bis zum jüngsten Tage! — Zu diesem Schwur veranlaßten ihn wahrscheinlich die ungläubigen Mienen seiner Bekannten, die schon wußten, daß Caspar nicht immer ein streng musterhaftes Leben geführt hatte.

Dorothea, seine Braut, verwies ihm zwar mit ängstlichem Bitten den argen, gotteslästerlichen Schwur, auch die Gesellschaft ward stiller und redete zum Guten, allein Caspar beharrte auf seinem Ausspruche und suchte die eigene Aufgeregtheit im Trunke zu beschwichtigen. Etwas unsicheren Schrittes ging die Gesellschaft später, als gewöhnlich, auseinander, Caspar führte seine Braut heim und stolperte dann, erhitzt und laut mit sich selbst redend, nach seiner eigenen Wohnung, die etwas abgelegen in einer Schlucht sich versteckte. Da auch anderwärts Lichtengänge gehalten worden, so gab es noch einiges Leben. Manch junges Mädchen begegnete dem erhitzten Caspar, er trug sich jedem zur Begleitung an, und zwang endlich einem recht schüchternen hübschen Kinde, des Richters Tochter, seine Begleitung auf. Er mußte sich lange mit dem kleinen Röschen verweilt haben, denn die Nachbarn sahen ihn erst spät am Morgen in sein Haus schleichen.

Unterdeß hatte man jenen Lichtengang und die dabei gepflogenen Gespräche bald vergessen. Caspar und Dorothea verlebten einen glücklichen Brautstand und dachten allen Ernstes an eine eheliche Verbindung. Da kam ein Einspruch beim Pastor

an, so ein Ding, was just einer Braut die Hochzeitssuppe von Grund aus versalzen kann. Des Richters Röschen behauptete, Caspar habe ihr die Ehe versprochen, und müsse sein Wort halten, denn sie fühle sich Mutter. Der Richter schnitt zwar ein sehr schiefes Gesicht dazu, fluchte auch ein kräftig Deutsch, wodurch er weit und breit berühmt war, und verdarb sich an demselbigen Tage eine Blase Branntwein. Kein Mensch wollte den Fusel späterhin trinken. Bös Ding will aber Eile haben, wie gut Ding Weile, und so mußte der Richter still sein und mit Casparn sich zu vergleichen suchen.

„Es gab groß Herzeleid und noch weit mehr Gezänk," fuhr Emmerich in seiner Erzählung weiter fort. „Die böse Geschichte kam vor den Magistrat und die drei Advocaten Silberzange, Goldfink und Grobmaul rieben sich schon vor Freuden die Hände. Dennoch wurden sie allesammt geprellt, und hätten deshalb einander beinahe selber einen Prozeß zugeschnitten, ganz nach dem römischen Recht. Denn wißt, Kinder, der Caspar war klug, grausamlich klug, und hatte so einen Pfiff vom Teufel weg. Er läugnete keck jede Gemeinschaft mit Richters Röschen, betheuerte seiner Braut von Neuem, ihr

treu und ergeben zu bleiben, und erinnerte sie an seinen Schwur. Das gute Kind glaubte, wie alle liebenden Mädchen, den Worten ihres Geliebten und vergab ihm schon im Voraus jeden Schritt, den er zu seiner Rechtfertigung thun würde. Caspar war rasch in seinen Handlungen; er reinigte sich durch einen Eid von Verdacht und Schuld, und kehrte leichten Sinnes zu seiner Braut heim, die den lieben Mann mit Liebkosungen überhäufte. Aber das Gottesgericht machte sich schnell bemerkbar. Am dritten Tage nach dem Schwure starb Caspar plötzlich am Schlage, just, als er vor des Richters Thür vorüberging, und Niemand konnte mehr in Zweifel sein, daß der gottvergessene Gesell einen Meineid geschworen habe. Indeß mußte ihm der Pastor doch ein ehrliches Begräbniß zugestehen, da er gerichtlich schuldlos war, eine Sache, die in unsern verdorbenen Zeiten täglich vorkommt. Denn jetzt weiß kein Mensch mehr, wie oft er falsch schwört; das Gewissen ist klug geworden und schweigt, und seht, Kinder, das heißen die vornehmen Leute draußen in der Welt Civilisation! Ein schnurrig Ding, das mir nicht wohl gefällt, und doch lieb' ich die Aufklärung! —

„So erhielt denn Caspar ein ehrlich Begräbniß, Richters Röschen aber grämte sich bald zu Tode, halb aus Liebe, halb vor Schaam. Sie folgte ihrem Verführer in einem halben Jahre. Nur Dorothea überwand in ihrer Gottesfurcht den großen Schmerz, blieb ehrbar und sittsam, lebte aber eingezogen von ihrer Hände Arbeit und weigerte sich, ein Ehebündniß zu schließen. Endlich vergaß man die ungewöhnliche Geschichte, die jungen Mädchen verliebten sich wie früher, trauten den Männern wie vordem, tanzten, lachten, scherzten und herzten sich mit ihnen, wurden, wie das nun so hergeht, oft noch betrogen, oft auch glücklich, und das Lichtengehen dauerte fort, wie noch heut! Und ich nenn' es eine schöne Sitte, die nie aufhören sollte, wenn ich was zu befehlen hätte. — Else, gib mir den Krug. Eure Bursche rauchen jetzt so viel unächten Portorico; ich werde heiser!"

„Es vergingen nun wieder viele Jahre, und Alle, die an jenem Abende, wo Caspar den gräßlichen Eid schwur, zugegen gewesen, starben. Da hieß es plötzlich einmal bei einem zahlreichen Lichtengange, die sittsame Jungfer Dorothea, die im ganzen Orte die stille Hauben-Dore hieß, weil

sie die großen Räderhauben für die vornehmen Bauernweiber stärkte, faltete und plättete, werde heirathen! Seht, Kinder, der Fall war ungewöhnlich und gab also Stoff zu manchem Gespräche. Auch der böse Leumund blieb nicht aus, obwohl Dorchen das beste und tugendhafteste Mädchen im ganzen Dorfe war. Es ist aber einmal nicht anders, auch die besten Menschen denken zuweilen gern Schlechtes von ihren Nebenmenschen, weil es sich dabei weit bequemer im alten Lebensgleise fortwandeln läßt. Dorchen kümmerte sich jedoch nicht um das Geschwätz und Gekicher der jungen heirathslustigen Mädchen.

Von Allen, die um Dorothea's früheres Unglück wußten, lebte nur mein Urgroßvater noch und verwaltete zu damaliger Zeit das Amt eines Vicerichters, weil der Erbrichter gestorben und sein Sohn noch minderjährig war. Dorothea gab ihre Hand einem schon ältlichen Manne, einem Wittwer, der einer sorgsamen Mutter für seine noch unerzognen Kinder bedurfte. So wenig Pracht und Aufwand das Brautpaar machte, zur Trauung fanden sich doch viele Menschen ein, und die Verwandtschaft war ja ausgebreitet genug, um einen stattlichen

Brautzug zu halten. Nun wißt Ihr, Kinder, daß wir hier zu Lande just auf unsere Herkommen ein scharfes Auge haben und uns nichts nehmen lassen, wenn's irgend angeht. Denn seht, Recht ist die Hauptsache, und Recht behalten ist ein schön Ding, wenn's auch Geld kostet. Ich bin zwar nicht von den Streitsüchtigen, aber mein Recht will ich haben! — Und seht, so'n Gedanken hatte auch die stille Hauben-Dore. Darum ließ sie Spielleute kommen und staffirte zwei Züchtjungfern gar kostbarlich aus mit hohen Myrthenkränzchen, voll lieblicher Gold- und Silberflitterchen, daß es gar eine Lust war, die lieben Kinder so hübsch als Bräute herumlaufen zu sehen. Um nun auch eines lustigen Tanzes gewiß zu sein, hatten sich die Brautleute gar böhmische Musikanten bestellt, und Alles jubilirte vor Freuden, als die Clarinetten und Fagotte prächtige Melodien bliesen.

Nach der Trauung ward, löblicher Sitte gemäß, der Bierzug veranstaltet, den die Brautleute der Kürze halber mit dem Hochzeitsmahl vereinigen wollten, weil es ihnen in ihrer eignen Wohnung an Raum für die Gäste gebrach. So ward das Essen im Gerichte bestellt und die sämmtlichen Hochzeitgäste zogen guter Dinge in die geräumige Gaststube.

Mein Urgroßvater freute sich herzlich über Dorotheens endliches Glück, und gab aus alter Bekanntschaft mit der Braut ein Fäßchen Doppelbier zum Besten und sogar ein paar Flaschen Landwein. Natürlich ging es nun hoch her. Man trank, aß, schwatzte, sang und tanzte nach Herzenslust bis gegen Mitternacht. Die Braut nur blieb gemäßigt in ihrer Freude; sie mochte der Vergangenheit gedenken und ließ sich deshalb außer des Brautreigens nur noch von meinem Urgroßvater zum Tanz aufziehen. Desto fröhlicher drehte sich die Jugend um die schwarze Säule, und die Musikanten spielten immer schneller und hitziger.

Mitten in dem fröhlichen Tumult sah man ein paar der ausgelassensten Bursche mit einander flüstern und dann plötzlich das Zimmer verlassen. Doch fragte Niemand, indem Jedermann glaubte, sie würden in irgend einer komischen Verkleidung wiederkommen, wie das oft geschieht. Es verging aber fast eine halbe Stunde. Auf einmal stürzten die Züchtjungfern todtenbleich zur Thüre herein und schrieen: „Der Klappermann kommt! der Klappermann kommt!“ Die Musikanten ließen mitten im Takt ihre Instrumente sinken, die tanzenden

Paare wankten noch unsicher ein paar Schritte auf der unebnen Diele fort und blieben dann Arm in Arm mit keuchender Brust stehen, die Augen erwartungsvoll auf die Thür gerichtet.

Endlich ward diese Thür weit aufgerissen und ein vollständig klapperndes Todtengerippe wankte in den tollen Hochzeitlärm. Die Braut sank laut aufschreiend, erbleichend in die Arme ihres Bräutigams, die meisten der Anwesenden murrten laut über den wüsten, grauenvollen Scherz, doch glaubte man immer noch allgemein, es sei blos eine künstliche Verkleidung. Als jedoch das Todtengeripp bis an die Säule vorgeschritten war, bemerkte Jedermann mit Entsetzen, daß es ein wirkliches Todtengeripp sei. Alle Gäste erfaßte ein banges Entsetzen — es ward todtenstill, Frauen und Mädchen flüchteten schüchtern hinter die Tafeln, die Männer traten ebenfalls angstvoll zurück.

Durch diese außerordentliche Stille ward mein Urgroßvater, der sich in ein Nebenzimmer entfernt hatte, wieder in den Tanzsaal geführt. Ihm standen die Haare zu Berge, als der bleiche Todtenschädel ihn angrinste. Durch kurze, strenge Fragen erfuhr er schnell den Zusammenhang. Die jungen

Burschen hatten einen bloßen Scherz machen wollen, indem sie das entsetzliche Todtengeripp mitten in den Jubel hineinklappern ließen. Der Todtengräber hatte es vor etwa einem Jahre aufgefunden, und da seltsamer Weise alle Knochen noch fest an einander hingen, so war es als etwas Außerordentliches im Beinhause aufgestellt worden. Strich nun der Wind durch die zahlreichen Spalten des engen Häuschens, so rasselten die Gebeine schauerlich zusammen, weshalb die Schuljugend das Geripp den „Klappermann" nannte.

Der Vicerichter erfaßte diesen grausamen Scherz von einer ernsten Seite. Er befahl augenblicklich, man solle den Frevel durch eine gewichtige, feierliche Handlung sühnen und jeder Gast an dem Todtengebein vorübergehen, dessen rechte Knochenhand erfassen und Abbitte thun. Diesem Richterspruch wollte man sich nicht sogleich fügen, mein Urgroßvater drohte aber mit einer Anzeige an die Obrigkeit, und so unterwarf man sich dem gräulichen, doch gerechten Begehr des ernsten Mannes. Die beiden Frevler reichten dem Klappermann zuerst die Hand, alle Uebrigen folgten, erst die Männer, dann Frauen und Mäd-

chen. Zuletzt kam die Braut. Dorothea war so erschrocken, daß sie sich führen lassen mußte. Sie blieb sehr bewegt ein paar Sekunden vor dem Geripp stehen, dann erfaßte sie kräftig die gelbe Knochenhand und sprach, allen Gästen vernehmlich, die Worte: „Caspar, ich vergebe Dir!" Da sah man ein rührendes Wunder; denn wie vom Blitz getroffen brachen die Gebeine zusammen und jedes kleinste Glied löste sich leicht von dem andern. Zu den Füßen der Braut lag ein Häufchen brauner Knochen, aber oben darauf, wie von Reue niedergebeugt, der hohle Schädel. — Der Klappermann war das Geripp des treulos und meineidig gewordenen Caspar, Dorothea's erstem Geliebten. Gott hatte seinen Schwur gehört; das fromme Haubendorchen ward aber glücklich und lebte lange geehrt und geachtet im Dorfe. Die Gebeine des Todten wurden wieder begraben, und das, ihr Kinder, ist nun die Geschichte vom Klappermann." —

Inhalt und Art und Weise dieser Erzählung stimmten so ganz mit dem Geschmack der Lichtengänger überein, daß Emmerich von allen Seiten angegangen wurde, noch eine Geschichte vorzutragen.

„Ei, Kinder," sagte der Alte, „Ihr müßt mir auch Ruhe lassen. Solche Erzählungen strengen an, und eh' ich mir die alten Historien wieder zurecht lege im Kopfe, vergeht eine Weile. Inzwischen will ich meine Pfeife vollends ausrauchen."

Und das hat Euer Urgroßvater Alles selbst erlebt?" fragte ein junges, flinkes Mädchen.

„Punkt für Punkt, just wie ich's vorgetragen. Ja, damals! — da gab es noch eine Zeit für Historien, jetzt machen sie nur Weltgeschichte, wie sie's nennen, und darüber werden unsere schönen Dorfgeschichten vergessen. Aber ich behalt' mir sie alle im Kopfe, und wenn's ja etwas gar zu lange dauern sollte, ehe wir wieder zum Leben erwachen, so will ich mich im Grabe damit unterhalten. An Zeit wird's da nicht fehlen. He, Suschen, was drückst Du Dich denn so in die Ecke? Du wirst Dir die Senkenadel *) in den Kopf stoßen."

---

*) Ehedem trugen die Dorfmädchen die Haare in einen Knoten zusammengebunden, durch den sie als einzigen Schmuck eine breite, an beiden Enden ab gerundete, gegen die Mitte hin etwas schmäler zulaufende starke messingene oder silberne Nadel zogen. Diese trug den Namen „Senkenadel."

„Ach, Vater Emmerich, wenn Ihr so prächtig erzählt, fürchte ich mich vor lauter Freude. Und nun ist ja heut' eine so gespensterliche Geschichten-Nacht! Wir haben schon die Pantoffeln nach dem Liebsten geworfen, aber's wird nichts — in diesem Jahre nicht!"

„Das ist Euch schon recht, Ihr neugieriges Volk!" versetzte Emmerich. „Ein andermal müßt Ihr nach dem Liebsten r u f e n."

„Wie macht man das?" riefen wohl sechs oder acht Mädchen auf einmal und fuhren mit den Köpfchen, wie muntere Fischchen, über den Tisch.

„Gerade so, wie eben jetzt," sagte der Jungbauer Friedrich, „und darauf antwortet der Liebste in dieser Weise," indem er auf Suschens frischen Mund einen Kuß drückte.

„Du bist mir!" sagte das Mädchen und drohte dem Jüngling mit ihrem Rocken.

„Nee," versetzte Emmerich, „man ruft zum Fenster hinaus mit dem Schlage zwölf, und da schreit's den Namen desjenigen ganz deutlich aus der Luft herunter, den so ein neugieriges Mädel

zum Liebsten oder Manne kriegt. Deswegen kann's aber Streit genug geben in der Ehe, das ist eine Sache aparte, und seht, Kinder, das heißen die Modemenschen draußen in der Welt romantisch. Just, wo's Unglück so dicht über einander sitzt, wie die Gelbhühnchen, die hübschen Pilze, an Erlen und Fichtenstämmen, just da ist Euch die schönste Romantik. Und darnach rennen die vornehmen Leute herum wie toll. Sie sind Euch ganz darauf versessen, wenn's auch eine ehrliche Christenseele nicht begreifen kann! Indeß hat es sein Gutes, denn es gibt kostbarliche Geschichten — und da fällt mir eben wieder ein solch' Ding auf die Zunge. Ich spinn's Euch ab, wie'n frischen Rocken, wenn Ihr still sitzen und Euch nicht fürchten wollt; denn seht, Kinder, die Historie wiederholt sich just heut' Nacht und spektakelt gerade hier vorbei!"

„Ach, das wird hübsch sein!" sprach Else und klatschte in die Hände.

„Wenn ich nur zuhören darf, so mag der Himmel einfallen, mich rührt es nicht," meinte Suschen.

„Ich aber rufe um zwölf nach meinem Liebsten," sagte die übermüthige Marie; „denn ich

muß wissen, ob das wahr ist. Ich weiß den Namen dessen, den ich liebe, und da wollen wir die Geschichten=Nacht einmal recht beim Worte halten."

„Nicht vorwitzig, Kind!" sprach Emmerich bedeutsam. „Wenn Du meine Geschichte wirst gehört haben, vergeht Dir die Lust zum Rufen."

„Dann gerade nicht! dann werde ich Euch zum Possen rufen!"

„Still, unkluger Trotzkopf! Gieße mir lieber den Krug wieder voll, daß es doch aussieht, wie ein Lichtengang. Und höre, Marie, zünde zwei neue Spähne an, denn zu der Historie ist's immer gut, so hell als möglich zu sitzen."

„Marie that dem Erzähler seinen Willen und Emmerich nahm wieder das Wort.

„Den Frauenkirchhof in der „alten Sitte," oder, um vornehm zu reden, in Zittau, kennt Ihr doch? — Die Lichtengänger antworteten durch eine bejahende Kopfbewegung. — „Nun gut, dort werdet Ihr vielleicht einen alten verwitterten Grabstein gesehen haben, der mit Moos und Flechten bedeckt ist. Unleserliche Namenszüge sind noch mühsam darauf zu entdecken, deutlicher dagegen sieht man grade unter dem Namen eine Vertiefung in dem

Steine, fast in Gestalt eines Pferdehufes oder einer ähnlichen Tatze. Und das, seht, ist des Teufels Siegel."

„Des Teufels!" riefen die Mädchen.

„Sapperment, das wird hübsch," sagte Friedrich, und Alle horchten mit Aufmerksamkeit.

„Ja, des Teufels Siegel," bekräftigte nochmals der alte Emmerich. „Ihr müßt nämlich wissen, daß der Teufel seinen Siegelring am Fuße trägt, und das ist auch der alleinige Grund, weshalb er hinkt. Vom Pferdefuß ist nichts zu spüren, das sind nur dumme Erfindungen von den Dichtern oder Poeten, die mein Tage zu nichts taugen, als um den vernünftigen Menschen die Köpfe zu verdrehen. — Mit jenem Siegelabdruck des Teufels aber, wodurch das Grab mit sammt seinem Inhalte ihm am Tage des Gerichts verfällt, hat es nun folgende Bewandniß.

„Es gab vor ein paar hundert Jahren in „der Sitte" einen sehr bösen Steuereinnehmer. Der Mann hieß Mai, und hätte doch besser November heißen sollen. Dieser Mensch war sehr wohl bewandert in allen Kniffen und Pfiffen der Rechtsgelahrtheit, und ein Advokat und Teufels-

brat, gar appetitlich zugericht' für die Hölle schon von Jugend auf. Mit den Steuern, Kinder, hat's immer seine Noth gehabt. Wer sie geben soll, dem kommt's sauer an, und wer sie von Alters her zu erheben hat, dem wird's auch ein Plack. Nun seht, das wissen wir Alle. Es ist viel hin und her gestritten worden, mancher Advokat hat deshalb fette Gänse in die Küche gekriegt und sich einen guten Tag gemacht, und die Steuern sind doch geblieben. Das läßt sich nun auf einmal nicht ändern, und hat der Plack nur eine Art und einen Schick, so ist ein vernünftiger Mann auch nicht von Stroh.'

„Dazumal war's aber zu arg. Der Steuereinnehmer hatte den leibhaften Satan im Leibe und machte sich eine Freude daraus, arme Leute recht zu quälen. Konnten sie nicht zur gehörigen Zeit das bischen Silbergeld zusammenbringen, so schickte er den Zirkelmeister, *) oder ließ gar sechs Mann Stadtsoldaten, dazumal Kerls wie Goliathe, fürchterliche Creaturen, auf Execution abgehen. Nun gab's Geschrei, Wehklage, Händeringen. Die

*) So hieß der Executor.

armen Menschen wußten sich weder zu rathen, noch zu helfen, gegen die Obrigkeit wagte man nichts zu thun, weil die Leute noch fromm waren und die Franzosen das Wort Revolution noch nicht aufgebracht hatten; und zuletzt steckte der lachende Steuereinnehmer das Geld immer in die Tasche.

Der böse Mann ward auf diese Weise der Stadt und ihrem Magistrate unentbehrlich. Die Kassen waren immer voll, die Rathsherren lebten prächtig, Handel und Wandel blühte, rings um „die alte Sitte" glänzten die frischen Wiesen von bleichendem Garn und Leinwand. Man war lustig und guter Dinge, die Tuchmacher und Leinweber aßen noch als Rathsfreunde *) bei dem Bürgermeister, und von dem Wehegeschrei der Armen

*) Einer alten Sitte gemäß wurden bei dem jedesmaligen Bürgermeisterwechsel, die Kür geheißen, aus den Innungen der Tuchmacher und Schuster, wenn ich nicht irre, vier Individuen in den Rath gewählt oder doch ihr Sitz im Rathe auf's Neue bestätigt. Diese hießen „Rathsfreunde," hatten aber Jahr aus Jahr ein nichts bei den Rathssitzungen zu thun. Nur an der Kür nahmen sie Theil, saßen in der Rathsloge und aßen mit an der Rathstafel.

draußen auf den Dörfern hörte man nichts. Das war eine goldene Zeit für Zittau, jetzt ist es auch anders geworden. Das Geld und die Macht ist ausgewandert, die Dörfer sind reich, die Bürger arm, und wenn's eine Weile so gedauert hat, wird es wieder einmal umschlagen. Denn das Glück will immer Bewegung haben, es ist just der ungeduldigste Geist auf dem ganzen Erdboden.

„Zuweilen wurden die armen Dorfbewohner aber doch auch verdrießlich und aufsätzig. Denn Noth kennt kein Gebot, und die Gesetze waren hart. Da gab der Teufel dem Steuereinnehmer einen recht höllenmäßigen Gedanken ein. Er setzte sich nämlich an Sonn= und Feiertagen in seinen Wagen, Kutscher und Bediente in prächtigen Livreen auf Bock und Tritt. So fuhr er hinaus auf die Dörfer und nahm, während die armen Menschen in den Kirchen sangen und beteten, Besitz von ihren Häusern. Da brachte nun den gefürchteten Mann keine Seele mehr fort, bis die gefälligen Abgaben von Heller zu Pfennig bezahlt waren.

Lange, lange Jahre trieb der schändliche Steuereinnehmer, oder was er nun durch sein ungerechtes Leben geworden sein mochte, dies arge Spiel. End=

lich aber hatte es unser Herrgott satt. Er trat an die Himmelsthür und sah 'nunter auf die Sitte, die schönen ihr gehörigen Dorfschaften und hörte das Weinen und Klagen der geängstigten Menschen. „Das gute Volk," sprach er, „kann sich nicht selber helfen, da muß ich doch ein Einsehen haben," und somit schickte er einen seiner dienstbaren Geister an die Pforten der Hölle, ließ dem Teufel ein Compliment sagen, und er solle ihm doch einmal den Gefallen thun und den Sitt'schen Steuereinnehmer Mai mit allem Glanze und richtiger Pracht in sein flammendes Reich abholen. — „Großen Dank," sprach der Teufel, „mir ist jede Seele recht, und die Mai'sche erst ganz. In zweimal vierundzwanzig Stunden soll er die Schwerenoth kriegen."

So ward der böse Mann denn krank und immer kränker, grade zwei Wochen vor Weihnachten. Das war nun just die Zeit, wo's am meisten Steuern einzutreiben gab, weil die armen Leute alle für Feuerung sorgen mußten. Da hättet Ihr sehen sollen, wie der böse Mann wüthete im Schmerz auf seinem Lager, weil er die Menschen nicht mehr schinden und plagen konnte. Wohl hundertmal schrie er in der Fieberhitze, er wolle noch

im Tode die Runde auf den Dörfern machen, und sich Vorspann aus der Hölle bestellen, um nur rasch vorwärts zu kommen; ja der Teufel selber solle ihn kutschiren! So dauerte die Raserei fort bis in die Sylvesternacht. Da legte sich der Tod schwer und kalt auf den bösen Mann; er konnte nur seufzen und nach seinem Wagen rufen. Endlich um Mitternacht, just, wo altes und neues Jahr sich trennen und verbinden, fuhr er wild auf vom Lager, schrie: „Ja, her damit!“ und krach! knickte das Genick zusammen, und das Gesicht rückwärts gedreht, sank er todt in die weichen Seidenpfühle. Auf dem Rathsthurme läutete aber das Glöckchen grade zum Schlage der letzten Jahresstunde, und die Mordbrenner in Gesellschaft des Todes machten die Runde um den Thurm — denn damals war das grausige Uhrwerk noch im Gange. Auf dem Markte aber hörte man ein Wagengerassel, furchtbares Pferdegewieher, Peitschengeknall und ein wildes Brausen in der Luft. Viele Menschen, die der heiligen Zeit wegen noch wachten, öffneten erschrocken die Fenster und sahen, wie ein schwarzer Wagen mit vier schwarzen Hengsten bespannt, von denen die vordersten feurige Nüstern und brennende

Hufe hatten, und vom lachenden Satan selber geleitet wurden, in rasender Eile durch die Gassen flog. Am Weberthore ging das Fuhrwerk hoch in die Luft, über das Thor hinweg und fort auf die Dörfer. Im Wagen selber saß der böse Steuereinnehmer mit umgedrehtem Halse. Und so mußte er innerhalb einer Stunde das ganze weitläuftige Revier bereisen, denn Schlag ein Uhr braus'te das satanische Fuhrwerk wieder über das Thor in die Stadt hinein, und wenn die Glocke ausgesummt, flog die Hausthür des Steuereinnehmers wieder ins Schloß.

Seit jener Zeit, meine lieben Kinder, muß nun der Verdammte alle Jahre von der Sylvesternacht an bis zum Ende der heiligen zwölf Nächte die fürchterliche Inspectionsreise durch die Dörfer machen. Alle Menschen hören ihn dann um Mitternacht vorbeikutschiren, doch darf ihn Niemand sehen wollen; denn weil er doch kein Geld mehr erpressen kann, so rächt er sich dadurch, daß er jedem Neugierigen ritsch! den Hals umdreht."

Und das ist eine ganz wahrhaftige Historie," schloß Emmerich. „Jetzt aber ist es schon tief in der zwölften Stunde; habt Ihr Lust, so wollen

wir noch beisammen bleiben und den Höllenspektakel vorbeilassen, denn grade hier an dem Hause muß er zuerst vorüber."

„Na, das muß wahr sein, alter Emmerich," sprach Friedrich, „die Geschichte habt Ihr ganz prächtig erzählt. Auch ist sie, wie ich's gern habe, ein bischen Moral, ein Stück Unzufriedenheit, für acht Groschen 'nen Hieb auf's Juristenvolk, den Gesetzen ein paar haltbare Nasenstüber, aber Alles in gehörigem Respekt, Himmel und Hölle hineingemischt und sofort — das ist Geschichte, das ist eine Lichtengangs-Erzählung. Tröst' Euch Gott, Emmerich, Ihr sollt leben!"

Die Mädchen hatten wieder die Köpfchen zusammengesteckt und Marie sprach vor Allen sehr eifrig.

„He, was gibt's da?" rief Emmerich. „Was zuschelt das junge Volk. Hat's Furcht vor dem Steuereinnehmer?"

„Gott bewahre!" versetzte Marie, „ich habe keine Furcht, aber die beiden ängstlichen Dinger da, Else und Suschen, wollen es nicht zugeben, daß ich um zwölf nach meinem Liebsten rufe."

„Sollst's auch bleiben lassen, vorwitziges Mä-

del!" entgegnete der Erzähler. „Wenn der Teufelsspuk vorbeikommt, wär's nur schade um Deinen hübschen weißen Hals."

„Was geht Euch mein Hals an," sagte Marie und verließ schmollend das Zimmer. Indeß rückte die Mitternachtsstunde immer näher heran, die buchenen Spähne brannten düster, lange glimmende Kohlen auf den Estrich streuend. Die Talglichter waren schon herabgebrannt, man wollte keine neuen erst aufstecken. Die Lichtengänger erwarteten stillschweigend die unheimliche Stunde, nur die Mädchen wisperten manchmal ganz leise, und der alte Emmerich ließ von Zeit zu Zeit ein einzelnes Wort hören, dabei rauchte er in gemüthlicher Ruhe seine böhmische Holzpfeife.

„Wo bleibt denn die Marie?" fragte er nach einer längern Pause.

„Ich hörte sie auf die Vorbühne gehen," sprach Suschen. Sie hat wahrscheinlich den Fallladen am Futtererker geschlossen, denn es klappte."

„Da könnte sie auch wieder herunterkommen, das halsstarrige Kind," erwiederte Emmerich. „Gebt Acht, wenn die heirathet, so setzt es Tänze. Sapperment, so ein Eigensinn! Ich wollte Dich — Still!

es schlägt zwölf!" — Augenblicklich hörte man kaum noch einen Athemzug in der Lichtengangstube. Alles lauschte gespannt, der Wind spielte um die lockeren Fenster, ein bleicher Mondstrahl dämmerte durch die Ritze der geschlossenen Läden. Da erhob sich von fern ein dumpfes Brausen, das schnell anwuchs zu einem donnernden Rollen. „Er kommt!" sprach der Erzähler, „seid nur ganz ruhig." — Und gleich einem plötzlich entstehenden furchtbaren Windstoß brauste es an dem Hause vorüber, daß die Fensterscheiben klirrten, die Balken des Zimmers zusammenschütterten und die spärlichen Flammen der Spähne verloschen. Der Tumult währte nur ein paar Sekunden, dann verlor er sich schnell in der Ferne. Mitten im Brausen des Sturmes, oder wie Emmerich behauptete, unter dem Schnäuben der Höllenrosse, hörte man einen Ruf, dem ein Fall und gellender Schrei folgte.

„Das war Marie!" rief Suschen. „Gott, sie fiel auf der Treppe!"

Alles stand auf, man zündete frische Spähne in möglichster Eile an, und leuchtete nach der Vorbühne. Hier lag das arme Mädchen am Boden dicht am Abfall des Erkers. Die Neugier hatte sie

die Fallthür aufheben lassen, wahrscheinlich mochte sie im Dunkeln die Haken nicht fest eingeklemmt haben, bei dem orkanähnlichen Toben war sie mit dem Kopfe vorwärts gefahren, ein heftiger Ruck an der losen Thüre stürzte diese herab und zerschmetterte dem armen Kinde das Genick.

Erschrocken, jammernd hob man die Todte auf. Emmerich schüttelte den Kopf. „Da habt Ihr's!" sprach er, „so kommt's, wenn der Mensch keinen Glauben mehr hat. Dem unglücklichen Mädel hat just der Steuereinnehmer das Genick gebrochen; die Fallthüre ist nur eine Spiegelfechterei."

Die Lichtengänger gingen betrübt nach Hause, und so geflissentlich man auch die Natürlichkeit von Mariens Todesart bekannt machte, das Volk hielt fest an der Sage, und noch heut zu Tage wird niemand ein Fenster öffnen, wenn zur Mitternachtszeit in den zwölf Nächten der verdammte Steuereinnehmer seine Inspectionsreise durch die Dörfer hält. —

III.

Der prophetische Mund.

Novelle.

die Fallthür aufheben sehen, wahrscheinlich mochte sie der Dunkelheit die Haken nicht fest eingeklemmt haben, bei dem erstaunlichen Toben war sie mit dem Kopfe vorwärts gefahren, ein heftiger Ruck an der hohen Thüre stürzte diese herab und zerschmetterte dem armen Kinde das [illegible]

[illegible], jammernd hob man die Todte auf. [illegible] „Da habt Ihr's! [illegible] Glauben mehr hat. Dem unglücklichen Mädel hat just der Steuereinnehmer das Genick gebrochen; die Fallthür ist nur eine Spiegelfechterei."

Die Dorfbewohner gingen bestürzt nach Hause, [illegible] die Natürlichkeit von Mariens Tod bekannt machte, das Volk hielt fest an der Sage, und noch heut zu Tage wird niemand ein Fenster öffnen, wenn zur Mitternachtszeit in den zwölf Nächten der verdammte Steuereinnehmer seine Inspectionsreise durch die Dörfer hält. —

Der gequälte Gymnasiallehrer Stumpf war sehr mißmüthig. Er saß an seinem Pulte und corrigirte die lateinischen Exercitien seiner Quartaner, wobei er die rothe Dinte nicht schonte. Der geschäftige Mann schien seine böse Stimmung an den Arbeiten der Knaben auszulassen. Er schlug todt nach Herzenslust und war dabei so großmüthig, den Verblichenen sogleich noch ein oder gar ein paar Kreuze zu setzen, die jedoch in der Eile des Aufrichtens zuweilen in eine windschiefe Stellung kamen. Sie ahmten darin ihrem Schöpfer nach, der ebenfalls windschief gebaut war. Einige seiner Feinde behaupteten, der Grund dieses windschiefen Wesens liege darin, daß es ihm an allem Grunde fehle.

Er sei in ewigem Sinken begriffen, sagten sie. Ich habe darüber kein giltiges Urtheil, glaube aber, als ein gutmüthiger Mensch, der Jedermann so lange als irgend möglich für einen Engel hält, die so giftige Beschuldigung ging aus bloßem Neide hervor. Denn der Schullehrer Stumpf hatte eine feste Stellung gewonnen. Er war lateinischer Lehrer an einer gelehrten Schule, und konnte es sich zum Ruhme nachsagen, daß seine Jünger weit richtiger lateinisch als deutsch declinirten — gewiß der beste Beweis für seine Tüchtigkeit als Schulmann. —

Ganz in seine erquickliche Arbeit vertieft, bemerkte er nicht, daß Jemand schon zweimal recht vernehmlich an seine Thür geklopft hatte, erst beim dritten etwas unsanften Stoße rief er das übliche „Herein,“ ohne von seiner Arbeit aufzusehen. Die Stimme des Störenfriedes aber, wie er solch' ungebetenen Besuch zu nennen pflegte, nöthigte ihn schnell, diesem einige Aufmerksamkeit zu schenken.

„Was ist das? Was wollen Sie?“ rief der Eintretende, ein zierlicher, etwas altfränkisch gekleideter Mann, der seinen Rohrstock mit silbernem Knopfe gegen den Schulmann ausstreckte, „Sie haben mich beschimpft, mein ganzes Haus in Ver-

ruf gebracht! Was wollen Sie? Reden, sprechen Sie augenblicklich, was Sie mit diesem Briefe hier beabsichtigen! Bekennen Sie sich zu dieser Handschrift?"

Der fast athemlose Mann hielt dem überraschten Schulmeister einen offenen Brief vor die Augen. Stumpf legte das Papier auf seinen Schreibtisch, und sah den Fremden stillschweigend an.

„Reden Sie, reden Sie!" begann der athemlose Mann von neuem. „Ich will wissen, was Sie mit mir vorhaben. Bin ich ein Narr, ein Betrogener, Verhöhnter? Ich will ein ehrlicher Mann, ein respectirter Mann sein. Mein Herr Collaborator, ist das Respekt, was Sie mir hier geschrieben haben?"

„Bester Herr Freigut," versetzte endlich Stumpf, Sie haben mich nicht recht verstanden, wie das wohl vorzukommen pflegt. Sehen Sie, lieber, verehrter Herr, meine Schüler verstehen mich gar oft nicht, und doch darf ich sie nicht beschuldigen, den Respekt gegen mich aus den Augen gesetzt zu haben. Sie machen nur Fehler, Schnitzer, Sprachschnitzer. Sie sündigen gegen die Grammatik. Ich habe vielleicht auch gegen eine Grammatik gesündigt, nämlich gegen

die des Anstand's. Verzeihen Sie mir dies, mein geehrter Herr Freigut. Ich bin ein Gelehrter, ein Gymnasiallehrer. Die Welt liegt mir nicht unmittelbar vor den Augen, ich muß sie mir erst durch die Bücher begreiflich machen."

„Halten Sie es damit, wie es Ihnen beliebt," erwiederte Freigut, „es geht mich nichts an. Mich aber sollen Sie nicht beschimpfen, den guten Ruf meiner Tochter nicht schmälern. Das ist schlecht, erbärmlich, niederträchtig von Ihnen, mein Herr! Sie zeigen darin gar nichts von Ihrer Humanität, die Sie zu lehren vorgeben. Nein, es ist ganz inhuman, grob, schändlich! Warum wollen Sie meine Tochter nicht ehelichen? Warum dünkt sie Ihnen jetzt nicht mehr liebenswürdig? Warum behaupten Sie auf einmal, Sie würden mit meiner Sophie unglücklich werden? Sind Sie krank oder verrückt? Uebergeschnappt oder in sich selbst verliebt? Was wollen Sie damit sagen? Reden Sie gerade heraus, ich muß es hören. Aus Ihrem eigenen Munde will ich es hören, daß Sie meine Tochter nicht ehelichen mögen!"

Der arme, gedrängte Collaborator ging auf und nieder, rieb sich die Hände, seufzte, machte

stumme Verbeugungen und versuchte mehrmals ohne Erfolg zu sprechen. Endlich ward er seiner heftigen Aufregung Herr und sagte: „Verehrter, es ist Ihnen bekannt, wie sehr ich Ihre reizende Tochter liebe. Ich werde sie immer lieben, ich werde um sie noch viele tausend bittere Thränen vergießen; denn ich bin ein sentimentaler deutscher Jüngling. Ich weine gern zehn Jahre um einen Verlust, bestehe er, worin er wolle. Allein, verehrter, hochgeschätzter Herr Freigut, können Sie von mir verlangen, daß ich mich unglücklich machen soll?"

„Unglücklich! Bei Gott, das ist zu arg!" unterbrach ihn Freigut. „Hat wohl schon ein Mensch gehört, daß Jemand, der ein schönes Mädchen heirathen soll, das er liebt, das eine Aussteuer von zehntausend harten Thalern bekommt, unglücklich geworden ist?"

„Der Fall ist in der That einzig," versetzte Stumpf mit Seufzen. „Er ist aber doch möglich, wie der gegenwärtige Augenblick zeigt. Ich bin Schullehrer, Theolog, auch Philosoph. Wir pflegen nicht allein auf die äußern Güter zu sehen, sondern wir prüfen den innern, unvergänglichen Schatz." —

„Ist meine Tochter etwa innerlich hohl und

leer? Mein Herr, hüten Sie sich! Sie erlauben sich Injurien; ich werde mich zu schützen wissen. Ich verlange Abbitte, Ehrenerklärung."

„Mein Gott," sprach Stumpf, „wie mögen Sie doch so gar ungerecht, lieblos, unchristlich sein? Habe ich denn Ihrer liebenswürdigen Tochter den Mund gegeben? Kann ich dafür, daß mich dieser Mund ohne Zweifel ewig unglücklich machen würde?"

„Was, zum Henker," rief Freigut, „was ficht Sie an? Haben Sie sich überstudirt? Mund, Mund! Was fehlt dem Munde meiner Tochter? Sophie hat einen so schönen, vollen, zum fortwährenden Küssen einladenden Mund, wie irgend ein anderes Mädchen. Tausende, ich versichere Sie, würden sich die Köpfe blutig schlagen, wenn es ihnen erlaubt würde, den Mund meiner Tochter zu küssen. Was haben Sie mit diesem Munde zu schaffen?"

„Nichts," versetzte Stumpf. „Ich will gar nichts damit zu schaffen haben, und bin deshalb unglücklich genug, und eben weil ich nichts mit Sophiens Munde zu schaffen haben mag und darf, kann ich sie nicht heirathen!"

Der Kaufmann Freigut gerieth über diese trockne

Aeußerung in einen so heftigen Zorn, daß er kein Wort erwiedern konnte. Er arbeitete mit dem ganzen Körper und zerstieß mit dem spanischen Rohrstocke die Dielen des armen Schullehrers, ich weiß nicht, ob aus Rache oder um ihm zu beweisen, daß er einen unsühnbaren Frevel an seiner Tochter begangen habe.

„Ist Ihnen der Mund meiner Tochter zu groß?" fragte der erzürnte Vater, „oder fürchten Sie sich, daß die volle Wölbung der Lippen Sie zu sehr von Ihren Büchern und Schreibereien abziehen würde?"

„Alles das, hochgeschätzter Herr Freigut, besorge ich nicht," sagte Stumpf, „das Uebel und Unglück liegt weit tiefer. Ihre Tochter leidet an einem sogenannten Spinnen= oder Saugmunde."

„Alle Teufel!" fuhr Freigut wie wüthend auf, „das sollen Sie büßen! Meine Tochter einen Spinnenmund! Alle Wetter! Einen Saugmund! Warum nicht gar einen Krötenmund! Daß Dich! Und was haben denn Sie für einen Schnabel, mein Bester? Etwa einen Wurm=, oder Krebs=, oder Mückenmund? — Mein Herr, leben Sie wohl! Ich verlange Genugthung, Abbitte. Ich

belange Sie injuriarum. Ich weiß auch, was Rechtens ist, werde mein Recht fordern. Ein ehrliches Mädchen öffentlich zu beschimpfen! Alle Wetter! Ich will Ihnen ein Donnerwetter in Ihre Stube schicken, daß Sie keiner Tinte mehr bedürfen. Meine Tochter einen Spinnenmund!"

Der beleidigte Vater verließ im gerechtesten Zorne das Zimmer des Collaborators, der seines Theils nichts Besseres zu thun wußte, als die Hände zu reiben, im Zimmer umher zu laufen, zu seufzen und die Correcturfeder anzuschärfen. Schade, daß der Mann kein Censoramt bekleidete! Hätte er irgend ein neues Buch unter die Censur bekommen, er würde seinen Ingrimm daran ausgelassen und bei jeder dritten Zeile einen Schlagbaum hineingelegt haben. Das Unglück hatte aber den guten Collaborator Stumpf nicht so begünstigt. Er durfte nur lateinische Exercitien corrigiren und censiren, und in diesen gab es zwar viel zu streichen, nur keine vor der Geburt schon confiscirte Gedanken. Der arme Collaborator hatte eine sehr peinliche Rolle. Er durfte und konnte nicht denken, er mußte nur immer corrigiren. Stumpf war

eine Art Maschine, und um dies bleiben zu können, entsagte er seiner Geliebten.

Sophie, die Tochter des reichen Kaufmanns Freigut, war ein munteres, lebenslustiges Mädchen. Sie mochte etwa neunzehn Jahre zählen. Familienbekanntschaften hatten es gefügt, daß sie schon seit längerer Zeit die bestimmte Braut des Collaborator Stumpf war. Sophie aber hatte andere Gedanken. Der gute, friedsame Collaborator war nicht nach ihrem Sinne. Sie liebte weder sein ceremonielles, sogenanntes gesetztes Wesen, noch seine große Fügsamkeit. „Ein Mann, der sich in Alles fügt," sagte sie, „kommt mir verächtlich vor. Ein Mann soll Charakter haben, Charaktere aber zwingen Andere, sie fügen sich nicht!" — Kurz, Sophie war mit der Wahl ihres Bräutigams nicht zufrieden. Als eine gehorsame Tochter mußte sie sich indessen dem Willen des Vaters bequemen, da sie etwas Gegründetes gegen den jungen Mann nicht einwenden konnte. Stumpf hatte sogar ein angenehmes Aeußere. Seine Stirn war flach, sein ganzes Gesicht eine höchst anmuthige Fläche, auf der sogar das

romantische Gebüsch des Bartes fehlte, was der Kaufmann Freigut besonders liebenswürdig fand. Die jetzigen bärtigen Gesellen waren nicht seine Freunde. „Man kann diesen Menschen nicht mit gutem Gewissen creditiren," pflegte er zu sagen, „aber ein glattes, sauber rasirtes Gesicht verdient jederzeit einigen Credit. Auf einer tabula rasa kann man besser lesen, als hinter einem Bartbollwerke!" —

Zufälligerweise war seine Tochter auch hierin wieder anderer Meinung. „Die glatten Flächengesichter oder Gesichtsflächen," meinte Sophie, „sehen aus, wie die Steppen hinter der Lüneburger Haide; wo keine Romantik ist, ist Langeweile. Das Leidenschaftliche in einem Männergesichte ist die Romantik des Gedankens. Ich will gedankenreiche, wenn auch nicht geistreiche Gesichter, das des Collaborators Stumpf aber sieht aus, wie sein portraitirter Name!"

Diese Ansichten ließ sie jedoch nicht im Beisein ihres Vaters laut werden. Sie war eine wohlerzogne Tochter, daher ließ sich Sophie die Bewerbungen des Candidaten Stumpf lange Zeit ganz ruhig gefallen. Es machte ihr Vergnügen, den ceremo-

niösen Menschen um sich zu sehen, der jedesmal gütigst um Erlaubniß und ergebenst um Verzeihung bat, wenn er beim Abschied ihre Hand mit den Fingerspitzen berührte. Stumpfs Bescheidenheit ward ihr sogar rührend. Denn mochte ihr Vater auch sagen und behaupten, was er wollte, der Candidat Stumpf widersprach nie. Dabei mußte man freilich die Frage aufwerfen: widersprach er aus purer Bescheidenheit nicht, oder konnte er überhaupt aus Mangel an Urtheil nicht widersprechen? Genau ward die Wahrheit nie ermittelt, doch wollten viele Leute behaupten, es sei aus letzterem Grunde geschehen. Gewiß ist, daß Widerspruchsgeist, kritische Bosheit nicht in dem Flachgesichte des braven Candidaten Stumpf lag. Der gute Mensch war ein vollkommener Staatsbürger; er that immer, was man verlangte.

Diese großen Tugenden brachten ihn als Collaborator an die gelehrte Schule, und darauf hatte er längst gewartet. Denn nun konnte er ja mit Ehren um seine geliebte Sophie werben. Er that es und der reiche Kaufmann Freigut sagte ihm die Hand seiner Tochter zu, und machte die Verlobung pflichtschuldigst bekannt. — Der armen Sophie

wollte darüber das Herz brechen. Sie war drei ganze Tage still und in sich gekehrt, was der vergnügte Vater für innerliches Schwelgen in der Seligkeit zukünftiger Freudentage hielt.

In dem Hause des reichen Handelsherrn ging aber auch ein anderer junger Mann häufig aus und ein, der ungefähr mit dem Collaborator Stumpf in gleichem Alter sein mochte, bei Freigut aber nicht in so hoher Gunst stand, wie jener. Dieser junge Mann war Jurist, nur kümmerte er sich wenig um das liebe Recht. Er meinte, man könnte die ganze Wissenschaft in vier Wochen in sich consumiren. Ob dies wahr oder unwahr sei, mögen Sachverständige entscheiden. Soviel ist gewiß, daß Prüfenstein sich weniger mit dem Recht, als mit dem Studium der Menschheit beschäftigte. Darum nannten ihn die ehrsamen Bürger der Stadt einen Herumlungerer und die Behörden wollten ihm seiner Flatterhaftigkeit wegen kein Aemtchen anvertrauen. Das kümmerte aber den jungen Prüfenstein wenig. Geben sie mir kein Amt, sagte er, so mache ich mir eins. Aemter sind heut' zu Tage wohlfeil, man kann sie mit Complimenten, Händedrücken, Jasagen und Nichtsreden auf die leichteste Manier

bekommen. Ich will mir eins erfinden und mich selbst darin einführen, und dies soll mir kein Mensch streitig machen können!

Diese unbedachtsamen, offenbar widerrechtlichen Reden führte Prüfenstein an jedem öffentlichen Orte, und es war zu verwundern, daß die Polizei, und der auf öffentliche Ordnung sonst sehr streng haltende Rath der Stadt dergleichen ungestraft hingehen ließ. Vielleicht hatte er Nachsicht mit dem jungen Taugenichts, weil er ein Stadtkind war und die Stadt es sich nicht gern wollte nachsagen lassen, daß auch nur eins ihrer Kinder „aus der Art geschlagen" sei.

Prüfenstein besuchte das Haus des Kaufmanns Freigut häufig, und war von Sophien besonders wohl gelitten. Er brachte alle politischen Neuigkeiten und raisonnirte nach Herzenslust, mehr, wie es schien, um den Candidaten Stumpf zu ärgern, als um dem Kaufmann zu widersprechen. Weil Stumpf in der Regel schwieg, so sagte ihm Prüfenstein alle nur erdenklichen Malicen in's Gesicht, bis Sophie sich endlich des Armen erbarmte und dem heillosen Räsonneur den Mund zuhielt. Dies that sie jedesmal, und Prüfenstein sprach jedesmal

so lange, bis das weiche, weiße Schloß an seine Lippen gelegt wurde. Dann schwieg er augenblicklich; denn als ein gehorsamer Sohn seiner Zeit küßte er das Schloß, und das Schloß ließ sich küssen und that sich nicht eher wieder auf, bis die glühende Lippe Prüfenstein's es von selbst zum öffnen zwang. Stumpf saß dabei und schüttelte den Kopf bedächtig. Ueber sein glattes Gesicht zog der Schatten eines verblaßten Gedankens. Das nannte Sophie die interessante Gewitterstunde. Ihr Vater lachte darüber, Stumpf bat das Mädchen um Verzeihung, und Prüfenstein las die Zeitungen mit selbstgemachten Noten.

Am Tage nach Sophiens Verlobung mit dem in eine feste Stellung eingerückten Stumpf kam Prüfenstein in Freigut's Wohnung. Er traf Sophie allein und fand sie sehr niedergeschlagen. Wenig Worte langten hin, ihr die Ursache davon zu entlocken. Prüfenstein lachte und tröstete sie durch Küsse, die er nicht auf die verschließende Hand, sondern auf ihre frischen Lippen drückte. „Laß das gut sein, Sophie," sprach der ohne feste Stellung herumirrende junge Mann, „Du darfst den Collaborator nicht heirathen, und bleibst nach wie vor

meine Braut. Ich will sehen, wer das verhindern soll. Dein Vater ist zu vernünftig, um geradezu „Nein," zu sagen, und Du und ich, wir sind zu gescheidt, um uns von einem Pinsel besiegen zu lassen. Sieh, meine herzliebe Sophie, der Collaborator Stumpf ist — genau genommen — der bravste Mensch von der Welt. Er wird auch ein guter Ehemann sein, und Du würdest nicht über ihn klagen können."

„Du mein Himmel," sprach Sophie, „er ist doch die personificirte Langeweile!"

„Allerdings, mein Herz," versetzte Prüfenstein und küßte das Mädchen, „aber diese Langeweile ist sehr gut. Sie macht lauter gesetzte, stille, friedliebende Menschen, und Frieden soll nun einmal den Gesetzen zufolge auf Erden sein. Dennoch darfst Du den Stumpf nicht heirathen, sondern mich, vorausgesetzt, daß Du Lust dazu hast und mich nicht für einen Taugenichts hältst."

„Warte," sagte Sophie, und sah Prüfenstein mit schalkhafter Laune in's Gesicht, „Du mußt einen Beweis Deiner Tüchtigkeit geben, sonst werde ich im Leben nicht Deine Frau."

„Wenn ich nun aber nicht kann? Wenn mich

Gott der Herr mit Blindheit des Geistes schlägt, wenn ich nichts ersinnen, erdenken, ausfindig machen kann, wie die großen Schulmänner sagen, wenn sie recht gelehrt sprechen wollen, was soll dann geschehen? Soll ich mich ums Leben bringen oder legal werden?"

„Schaffe mir meinen Verlobten vom Halse!" sprach Sophie, „aber so, daß er selbst zurücktritt. Er muß erklären, daß er mich nicht mag. Dann soll der Vater schon mit meiner Wahl zufrieden sein."

„Und der Lohn?" fragte Prüfenstein, „denn das läßt sich ohne eine Vorausbezahlung nicht vollbringen."

Sophie war nicht karg. Sie erlaubte ihm, von ihrem blühenden Munde eine ungezählte Menge Küsse zu nehmen.

„Und jetzt sage mir, was Du zu thun gedenkst," sprach Sophie. „Die Begeisterung nur ist schöpferisch. Wie wirst Du mich aus diesen unsichtbaren Banden befreien?"

„Eine Bitte, meine Angebetete," versetzte Prüfenstein und ließ sich gravitätisch vor ihr nieder.

„Bitte ergebenst um Verzeihung, doch muß ich im Voraus um Gewährung ersuchen.“

„Nur schnell, ich sehe meinen Vater kommen!“

Prüfenstein sprang auf. „Theure Sophie,“ sprach er, „erlaube mir, daß ich Deinen reizenden Mund im Gespräche mit Stumpf mißbrauche, und ich verspreche Dir Befreiung von ihm und alle Freuden eines liebereichen Lebens.“

Sophie lächelte und schien unschlüssig zu sein. Das Eintreten ihres Vaters entlockte ihr die Gewährung. Prüfenstein traf seine Anstalten und, wie es schien, nicht ohne Erfolg. Nach Verlauf von etwa acht Tagen erhielt Freigut einen Brief von Stumpf, worin er mit tausend Entschuldigungen dem Kaufmann eröffnete, daß er seine Tochter nicht ehelichen könne. Das darauf folgende Gespräch haben wir den Lesern bereits mitgetheilt. Wer sollte auch ein Mädchen zur Frau nehmen, das einen Spinnenmund hatte! —

Der erzürnte Handelsherr lief, mit sich selbst redend, zur Stadt hinaus und rannte um die Promenade. Er grüßte keinen der vielen Vorübergehenden und die ehrsamen, gesetzliebenden Bürger begannen bereits die Köpfe zu schütteln. Der Reichthum, hieß es, mache den armen Freigut auch noch verrückt oder liberal, zwei Begriffe, die bei den Bürgern jener Stadt völlig gleiche Bedeutung hatten. Freigut focht mit seinem spanischen Rohr, wie ein erboster Nachtwächter. Er lief immer schneller, schlug den am Wege stehenden Blumen die Köpfe ab und bemerkte nicht, daß sein Hut auf einem Ohre saß und das zierlich gebundene Halstuch sich verschoben hatte. Da rief ihn eine wohlbekannte Stimme an. Er blieb stehen und erkannte Prüfenstein, in dessen besorgtem Auge er eine nie zuvor bemerkte Theilnahme und Rührung zu lesen glaubte.

„Um Gottes Willen, Herr Freigut," sprach Prüfenstein, „was ist Ihnen denn begegnet? Haben Sie einen großen Verlust erlitten, eine Ohrfeige oder Schelle bekommen, wie der Kaufmann etwas figürlich zu sagen pflegt? Oder droht Ihrem festen, steinernen Hause der Einsturz? Ist Ihnen ein

schuftiger, wedelnder Lump im Rathe vorgezogen worden, oder hat Sie der Buchhalter betrogen? Sagen Sie mir um Alles in der Welt, was Ihnen zugestoßen ist, bester Herr! Sie haben doch nicht in spanischen Papieren speculirt oder Eisenbahn-Actien für zu hohe Preise genommen?"

„Ja, ich bin banquerott," erwiederte Freigut und rannte weiter. Prüfenstein folgte ihm, erwischte die Hand des Handelsherrn und fuhr fort, ihn mit Reden zu bestürmen.

„Banquerott, sagten Sie? Das kann ich nicht glauben, wenn Sie nicht ebenfalls wieder figürlich sprechen. O, erklären Sie sich, trefflicher Herr! Sie sehen mich zittern. Ich fürchte für Ihre Gesundheit. Bedenken Sie doch das Wohl der Stadt, so vieler Bürger, denen Sie Unterhalt und Leben sichern, und vor Allem Ihrer liebenswürdigen, braven Sophie!"

„Nun, das ist ja eben das Elend!" versetzte der Kaufmann. „Ich bin banquerott an meiner Ehre. Mein Name ist geschändet auf ewige Zeiten! Ich werde zum Stadtgespräch werden sieben Jahre lang und darüber! Die Kinder und Kindeskinder werden sich's noch erzählen, wenn sie an meinem

Leichensteine vorübergehen. Aber ich werde mir gar keinen setzen lassen. Ja gewiß, das werd' ich!"

Der entsetzte Handelsmann rannte unaufhaltsam weiter, doch ließ Prüfenstein seine Hand nicht frei und bestürmte ihn auf's Neue mit Fragen.

„Ja ganz richtig," sagte Freigut, „Sie sind Jurist. Sie haben zwar noch wenig in Ihrem Fache geleistet, aber können Sie mir eine Klage, eine Injurienklage anfertigen in aller Form Rechtens? Können Sie das?"

„Ich glaube doch," sprach Prüfenstein. „Aber wozu wollen Sie eine Injurienklage? Gegen wen, wenn ich bitten darf? Wer in aller Welt kann Sie injuriös beleidigt haben?"

„Ja da liegt der Jammer und die Schmach!" sprach der Kaufmann. „Das ist eine saubere, bittere, malitiöse Geschichte! — Nun Sie müssen's wissen, wenn Sie mir helfen und beistehen sollen. So hören Sie es denn! Gegen meinen künftigen Schwiegersohn, den Collaborator Stumpf, gegen diesen stumpfen und dumpfen Menschen, diesen ehrlich aussehenden Bösewicht, will ich eine Injurienklage anhängig machen. Er hat mich, meine Tochter, mein ganzes Haus beschimpft. Er hat mir in's Gesicht

gesagt: Sophie, denken Sie sich's, lieber Prüfenstein, — diese meine reizende Tochter, habe einen Spinnenmund, einen Saugmund! Ist das keine Injurie? Muß er dafür nicht Abbitte thun, fußfällig? Was meinen Sie?" —

„Der Fall ist zu neu und entsetzlich," entgegnete Prüfenstein, „um sich so rasch entscheiden zu lassen. Wie in aller Welt aber kann der ruhige Mensch auf einen so widersinnigen Gedanken gekommen sein?"

„Aus purem Studiren!" fiel der Kaufmann ein. „Glauben Sie mir's, diese Schulmenschen haben alle einen Sparren. Der Eine sucht das Lebenselixir in den Partikeln, oder wie das Zeug sonst heißt, der Andere im Accent, der Dritte im Rhythmus der Verse. Es liegt mir noch etwas von diesem Unsinne im Gedächtnisse. Darüber vergessen sie nun alles Wahrhaftige, Ersprießliche und Vergnügliche. Nun ja freilich, ein solcher Mensch hat eine feste Anstellung, aber bedarf es dessen bei dem, der meine Tochter zum Weibe nimmt? Soll ich meine Tochter einem Menschen geben, der behauptet, sie habe einen Spinnenmund?"

„Auf keinen Fall," sagte Prüfenstein. „Man

würde Sie in der ganzen Stadt einen Rabenvater schelten. Und welche Behandlung hätte Ihre liebenswürdige, geistreiche Tochter zu erwarten! — Sonderbar!

„Bester Prüfenstein," hob der Kaufmann wieder an, indem er mit gleicher Behendigkeit vorwärts ging, „sagen Sie mir nur, ob es möglich ist, daß überhaupt ein Mensch, ein Mädchen — und bemerken Sie das! — einen Spinnenmund haben könne? Halten Sie dies für möglich, für natürlich? Finden sich irgend Beispiele der Art in der Naturhistorie? Ich bitte Sie inständigst, setzen Sie mich davon in Kenntniß, und ich will dem Menschen verzeihen, ich will ihn nicht injuriarum belangen, wohl aber ihm das Maul verbieten!"

„Es läßt sich nicht leugnen," versetzte Prüfenstein, „daß sich die Natur oft in Bildung eigener Abnormitäten gefällt. Man hat davon auffallende Beispiele. Und erwägt man, daß der Mensch doch im Grunde ein veredeltes Thier ist, so könnten sich wohl da und dort einige Spuren früherer Thierheit auffinden lassen, die von der Cultur noch nicht hinlänglich verwischt sind."

„Entsetzlich, entsetzlich!" rief Freigut. „Meine Sophie einen Spinnenmund!"

„Beruhigen Sie sich darüber," fuhr Prüfenstein fort. „Sophie hat eben so wenig einen Spinnenmund, als Sie und ich Crokodilmäuler oder Löwenrachen haben. Das ist eitel Unsinn! Aber ich begreife jetzt erst ein vor Kurzem mit dem Collaborator Stumpf gehabtes Gespräch, worin er sich sehr häufig der Lavater'schen Physiognomik und Gall's Schädellehre annahm. Er äußerte damals schon etwas Aehnliches und da Sie wissen, wie ängstlich er ist, wie er sich immer gern anschmiegt, um nie anzustoßen, so werden Sie seine Vorsicht begreifen. Ich bin überzeugt, der Collaborator findet in Sophiens Munde etwas Spinnenähnliches blos, um sich von dem Verdachte frei zu erhalten, er könne irgend eine liberale Idee in sich verarbeiten. Und das darf man in unsern hyperliberalen Zeiten den Lehrern an öffentlichen Schulen nicht gar zu hoch anrechnen."

Freigut hatte den letzten Worten Prüfensteins sehr aufmerksam zugehört. Er mäßigte seinen Schritt, ob aus Erschöpfung oder aus Interesse für des jungen Mannes Aeußerungen, ist schwer zu entscheiden. Beim nächsten Thore bog er in die Stadt

ein. „Kommen Sie zu mir, lieber Prüfenstein,“ sagte der Handelsmann. „Betrachten Sie meine Tochter genau. Ich werde sie Ihnen selbst vorstellen. Mustern Sie jedes Grübchen, jede Faser, jeden Reiz ihres ovalen Gesichts, und vor Allen prüfen Sie ihren Mund auf das Gewissenhafteste. Ihr Urtheil will ich in dieser Sache ehren. Sie scheinen mir mehr Kenntnisse zu haben, als ich früher glaubte. Sie sollen mir auch Ihre Ansichten über die Thierverwandtschaften der Menschen näher auseinander setzen. Diese neue Entdeckung interessirt mich. — Gott im Himmel, daß meine Sophie einen Spinnenmund haben soll!“ —

Freigut rief sogleich seine Tochter und stellte sie Prüfenstein vor. Sophie spielte die tief Beleidigte, und wollte sich nicht sehen lassen. Sie sträubte sich eine Zeit lang gegen das Anmuthen des Vaters. Dieser ließ sich aber nicht zurückweisen. „Kind, Du mußt,“ sagte er, „Du mußt durchaus. Es hängt unsere Ehre an dieser Vorstellung. Ein unparteiischer, kenntnißreicher junger Mann soll urtheilen und über Dich richten. Sei kein Kind, es

ist ja Dein alter Bekannter. Stelle Dich vor ihn hin und laß Dich betrachten. Er wird Dich öffentlich vertheidigen und gegen den Schmähsüchtigen alle zu Gebote stehenden Rechtsmittel anwenden."

Sophie passirte die Musterung. Sie schlug die Augen nieder und hielt sich das Taschentuch vor's Gesicht, um ihr Erröthen und schalkhaftes Lächeln den Augen ihres Vaters zu verbergen. Prüfenstein verhielt sich sehr ernsthaft bei dieser seltsamen Musterung. Er mußte, um den Kaufmann zu befriedigen, das Taschentuch von dem glühenden Munde wegziehen, und betrachtete nun mit Kennermiene das Grübchen im Kinne und die tiefen Mundwinkel, in denen sich der neckende Scherz und die heiterste Laune verbargen.

„Nun, lieber Prüfenstein," begann der Kaufmann, „finden Sie hier irgend eine Aehnlichkeit mit dem Saugorgane der Spinne? Ist das nicht eine entsetzliche Verleumdung? Eine Infamie? Den schönsten Mädchenmund mit einem Spinnengebiß zu vergleichen!"

„Sehr wahr, mein verehrter Freund," versetzte Prüfenstein. „Bei alle dem aber dürfen wir nicht gar zu streng gegen diesen Stumpf ver-

fahren. Der Collaborator ist ein receptiver Kopf. Solche Köpfe können nichts aus sich herausgeben, nichts erfinden, nichts Eigenthümliches erdenken. Sie sprechen Alles nach; es sind höher begabte Papageien. Was sie hören oder lesen, das suchen sie wieder an den Mann zu bringen. Sie können nichts bei sich behalten, sie müssen Alles ausplaudern. Und das halten Sie nun für Productionskraft, für originelle Einfälle. Dieser Collaborator Stumpf muß Naturgeschichte lehren. Da ist er über die Physiognomik gekommen und meint, sie gehöre mit in die Naturgeschichte. Er hat Tag und Nacht studirt, hat nichts Anderes, als nur immer Physiognomik sich angelernt. Das will nun wieder aus ihm heraus. Seinen Jungen kann er nicht Alles vortragen, die würden ihn nicht verstehen, wie er sich selbst nicht versteht, oder ihn für einen Narren halten. In sich verarbeiten aber kann er es auch nicht, also sucht er seine Gelehrsamkeit auf andere Weise loszuwerden. Er treibt also angewandte Physiognomik."

„Unsinn über Unsinn!" rief Freigut. „Kann das meine Ehre wieder herstellen? Ich bin beschimpft, sage ich Ihnen, meine Tochter ist geschmäht,

mein Haus ist compromittirt — in Summa, ich bin ehrenbanquerott. Wenn es die Stadt erfährt, daß der Collaborator Stumpf meine Sophie nicht heirathen will, weil sie einen Spinnen- oder Saugemund hat; so weisen die Gassenjungen auf sie. Das bedenken Sie, mein lieber Freund! Nicht rechtfertigen sollen Sie den Schuft, todtschlagen, moralisch todtschlagen! Ich will wissen, ob Sophie wirklich einen Spinnenkopf zur Schau trägt, oder ob's ein gewöhnlicher, wohlgeformter Mädchenmund ist, den man küssen kann und will, und nicht damit aufhört. Das, mein lieber Prüfenstein, will ich wissen. Das sollen Sie mir sagen!"

Der eifrige Kaufherr ward durch ein lautes Klopfen unterbrochen. Er rief zornig: „herein," ward aber durch den neuen Ankömmling so erschreckt, daß ihm die Sprache versagte.

Es war der Collaborator, der mit möglichst vielen Ceremonien eintrat und sich tausendmal über die verursachte Störung entschuldigte.

„Hinaus! Aus meinem Hause!" rief Freigut, sobald er sich wieder gesammelt hatte. „Sie sollen meine Schwelle nicht besudeln. Ich werde Sie injuriarum belangen!"

„Bitte ergebenst um Entschuldigung," stammelte der Collaborator. „Wollen gütigst erlauben — nur wenige Worte — zu meiner Rechtfertigung. Werden mich nicht ungehört verurtheilen, wenn ich gehorsamst bitten darf." —

Die klägliche, vor Angst und Höflichkeit bebende Gestalt des jungen Mannes erbarmte Sophie. Sie bat ihren Vater, den Collaborator anzuhören, was dieser nach einigem Weigern endlich zugab.

„Nun so reden Sie, mein Herr!" sprach Freigut. „Aber machen Sie's kurz. Ich will von Ihnen gar nichts hören. Ich bin froh, wenn ich Sie nicht sehe. Sie sind ein undankbarer Mensch!"

„Ganz zu Ihren Diensten, verehrter Herr Freigut," versetzte Stumpf. „Hören Sie mich an — nur wenige Worte zu meiner Rechtfertigung!" — Er hielt inne und schöpfte Athem, um seine Rede ohne Anstoß halten zu können. — „Sie sind Kaufmann," fuhr er fort. „Sie kennen die Zeit. Auf allen Einzelnen lastet sie schwer. Man muß sich fügen und schmiegen, bücken und zur Seite gehen, um nicht von ihr unterdrückt zu werden. Eine schwere Zeit! Wir Lehrer an öffentlichen Schulen, — erlauben Sie gütigst — fühlen dies am

meisten. Wir sollen die Jugend erziehen, christlich moralisch, ästhetisch. — Eine schwere Arbeit! — Ein Brod, im Schweiße seines Angesichtes zu essen! Wir müssen uns fügen. Die rechte goldne Mitte ist schwer zu finden. Der Lehrer soll nützliche Menschen aus der Jugend erziehen, keine Strudelköpfe. Er soll das Wilde, Unbändige gewissermaßen abschäumen. Er ist gleichsam der moralische Schaumlöffel."

„Gut gesagt, sehr gut!" flüsterte Prüfenstein Sophien zu. „Ein Schaumlöffel! Ich würde mich lieber einen Rahmlöffel genannt haben." — Freigut ward ungeduldig und lief im Zimmer auf und ab.

„Es ist schwer, sehr schwer, wenn Sie gütigst erlauben, dieses Amt gewissenhaft zu verwalten. Sie sind Kaufmann, Sie kennen die Zeit. Die Zeit will lauter Neuigkeiten aufbringen, auch in den Schulen. Die Schüler möchten lieber, ginge es ihnen nach Wunsch, französisch, spanisch, englisch und italiänisch lernen, als lateinisch und griechisch. Und doch sind das die Sprachen der Humanität. Ein Lehrer muß Humaniora lehren. Das sollte die Zeit bedenken."

„Sind Sie bald fertig, oder geht diese Salbaderei noch lange so fort?" fragte ungeduldig der Kaufherr.

„Wenn Sie erlauben, so fasse ich mich kurz," erwiederte Stumpf.

„Wäre in der That zu wünschen," bemerkte Prüfenstein gegen Sophie. „Wenn er nur mich in Ruhe ließe."

„Eine Gattin ist für einen Schulmann ein sehr wünschenswerther Hausrath," fuhr der Collaborator fort. „Allein sie muß ihm zu Handen sein, ihn unterstützen, die rechte, gemäßigte Mitte halten, nicht extravagiren. Das Ausschweifen thut nirgends gut. Als Sie mir gehorsamst erlaubten, mich Ihrer verehrten Tochter zu nähern, vermeinte ich eine solche Acquisition an derselbigen zu machen. Allein ich bemerkte, daß ich mich geirrt hatte. Ihr Fräulein Tochter, meine verlobte Braut, gehört der jungen, hochstrebenden Jugend an. Ich bin deren Gegenfüßler. Ich strebe still, aber nicht hoch. Ich fürchte, sie möchte mich verführen. — Bitte gütigst um Verzeihung! Ein Mann im Amte muß sein Amt verwalten. „„Wer ein Amt hat, warte seines

Amtes.“ „Er muß dem Amte Alles nachsetzen. Sollte ich mein Amt auf das Spiel setzen?“

„Nein, gewiß nicht!“ fiel Freigut ein, „Sie sind meine Tochter nicht werth. Sie sind ein erbärmlicher Wicht! Aber ich werde Genugthuung fordern und Sie injuriarum belangen!“

„Entschuldigen Sie gütigst, verehrter Herr! Ich habe Sie beleidigt, weil ich Ihrer geliebten Tochter einen Spinnenmund beigelegt habe. Verzeihen Sie mir; es ist nicht meine Schuld. Der Mensch kann nicht für seine Bildung. Aber erlauben Sie mir gefälligst zu bemerken, daß der Mensch blos ein wohl cultivirtes Thier ist. Der Thiere gibt es verschiedene. Vom Säugethiere abwärts bis zum sogenannten Geschmeiß. Bitte um Entschuldigung! Fräulein Sophie, meine verlobte Braut, ist reizend, liebenswürdig, eine höchst wünschenswerthe Person. Wer kann aber für Inclinationen! Wollen Sie gütigst bemerken, daß Ihre Tochter zur neuen Zeit hinneigt? Daß sie Anlage hat, kritisch zu werden? Daß sie gern abspricht, etwas raisonnirt? Meinen Sie, dies seien Eigenschaften, die sich für die stille Gattin eines stillen Gymnasiallehrers paßten? Ein Lehrer an einer gelehrten Schule muß

eingezogen, sittsam, beschränkt leben. Er muß sich fern von Extremen halten, immer nur zu vereinigen, auszugleichen suchen. Die Erziehung des Menschengeschlechtes soll er vorbereiten. Fragen Sie sich selbst, ob dies wohl möglich ist, wenn ihm eine Gattin zur Seite steht, die kritisch formirt ist? Kritik ist an und für sich gewiß kein Uebel, an einer Frau aber ist sie ein Laster. Eine kritische Frau ätzt, wie Scheidewasser und Schwefelsäure. Sie beizt den Verstand des Mannes löchericht, wenn sie ihn nicht gar vernichtet. Und das Schlimmste ist, daß dem Manne gar keine Waffen gegen sie gegeben sind. Gelehrsamkeit hilft nicht, sie wird todt gebeizt; Bitten fruchten nicht, — die kritische Zunge der Frau überflügelt sie, Küsse sind gefährlich, sie können anstecken. — Und dies, hochgeehrtester Herr Freigut, ist es, was ich eigentlich in Anregung bringen wollte. — Ich bin kein Feigling, denn ich bin ein Mann! Aber ich bin zu gutmüthig und nicht grausam gesinnt. Ihre Tochter liebe ich mit allem Feuer eines gelehrten, deutschen Jünglings, der eine Anstellung für das höchste Glück seines Lebens hält; soll ich aber mich und Sophie zugleich unglücklich machen? In der Liebe und

Ehe — erlauben Sie gütigst — geht es ohne Kuß nicht wohl ab. Dem Kusse folgt die Umarmung, Küsse sind verrätherische Schmuggler. Bedenken Sie, wenn nun Sophiens kritisch aufsätzige Seele sich durch den Kuß in mich hineinschmuggelte! Was sollte daraus entstehen? Ich würde selbst aufsätzig. Würde meine Collegen, den Rector kritisiren, an den Gesetzen mäkeln, oder am Ende gar keine haben wollen! Und wäre dies nicht ein Unglück? Die Ehe ist ein Seelen- und Körperband. Eheleute sind ein Leib — um Gottes Willen, Herr Freigut, stellen Sie sich im Geiste das unsägliche Elend vor, das aus einer solchen Verbindung über mich und über die Menschheit hereinbrechen würde! Die Küsse Sophiens entinnerten mich meiner selbst. Ich würde rein umgekehrt, zum Aeußersten gekehrt! Der kritisch zersetzende, Alles an- und einsaugende Geist der modernen Zeit führe in mich. Ich würde revolutioniren, eine Collaboratoren-Revolution machen! Und — o bedenken Sie gütigst — dies Alles auf einem Gymnasium! — Man würde mich absetzen, mich removiren, in's Elend verweisen. Ich machte die Schule, mich, Sophie — unglücklich! Und Alles dies käme nur von dem Küssen des Mundes,

in dem ich jene saugende, Alles zersetzende Formation erblicke, die auch den sonst höchst zart gebildeten Mund einer jungfräulichen Spinne auszeichnet. — Ich will mit dieser Bemerkung nicht im mindesten beleidigen. Ich sage nur, was ich für Recht halte, weil ich ein ehrlicher deutscher Schulmann bin. Sophien's Küsse würden kritische Blut- oder Gedankenigel; ich würde selbst kritisch, ich wäre ein unglücklicher Mensch! Ich bezeuge Ihnen und meiner verlobten Braut meine vollkommenste Hochachtung, aber ich kann eine Jungfrau nicht ehelichen, deren Mund mir meinen selbstischen Untergang prophezeit. Ich fürchte nicht unter ihren Pantoffel, sondern nur unter ihren kritisch-zersetzenden, meine Ruhe ausätzenden Kuß zu kommen."

Prüfenstein hatte mit Mühe die drohenden Ausbrüche des indignirten Kaufmanns zurückgehalten. Jetzt aber war das Maß voll. „Aus meinem Hause!" rief er, und machte eine nicht sehr zweideutige Bewegung gegen den Collaborator. „Heirathen Sie, wen Sie wollen, meine Tochter sollen Sie nicht bekommen."

„Bitte um Verzeihung, wenn ich Sie beleidigt habe," sagte Stumpf. „Ich hielt es für meine

Pflicht, mich deutlich zu erklären. Ich hege keine Feindschaft gegen Ihr Haus, nur ruhig möchte ich fortan leben. Ich liebe die Ruhe." —

Der ceremoniöse Collaborator entfernte sich. Freigut tobte in der Stube herum und wollte sich durchaus nicht besänftigen lassen. Alle Zureden Sophiens und ihre Betheuerungen, daß es ihr recht angenehm sei, den langweiligen Menschen nicht heirathen zu dürfen, wollten nicht fruchten.

„Was da!" rief Freigut. „Er hat mich doch beschimpft, und die Stadt vergißt die Schmach nie mehr. Es kommt dereinst in die Stadtchronik oder Geschichte, wenigstens in eine Anmerkung. Die Schande wird aufbewahrt in allen Bibliotheken des deutschen Vaterlandes. Darum will ich Recht haben. Ich verklage den Menschen. Er muß an den Pranger!"

Prüfenstein hob die lächerliche Seite hervor und persifflirte des Collaborators ganzen Vortrag.

„Beruhigen Sie sich," sagte er, „und hören Sie einmal meine Meinung. Stumpf ist ein sogenannter guter Mensch, aber dabei herzlich dumm. Sein Name bezeichnet sein Wesen, wie im Grunde jeder Name das geistige Gepräge seines Inhabers ist. Stumpf also ist stumpf trotz seiner Gelehrsam-

keit. Man kann sehr gelehrt und doch ein Erzdümmling sein. Die Dummen lernen das Meiste. Sie lassen sich geistig füttern und prügeln, wie Esel. Es sind die cultivirtesten Eselsnaturen. Darum thun sie ganz recht daran, daß Sie sich von all' der Wortgelehrsamkeit möglichst fern halten. Mit dem armen Collaborator aber haben Sie Erbarmen. Er bedarf dessen mehr als andere Menschen. Sparen Sie ihren Zorn für Bessere, Würdigere auf. Verklagen Sie ihn nicht, machen Sie ihn lächerlich."

„Lieber, junger Mann, Sie reden, wie Sie's verstehen," erwiederte Freigut. „Sie wissen nicht, wie tief ich verletzt bin. Ich kümmere mich wenig um Streitigkeiten, wenn aber die ganze Reputation eines alten geachteten Hauses verloren geht, dann bricht mir das Herz. Helfen Sie mir, lieber Prüfenstein, und ich gebe Ihnen, was Sie wünschen!"

Sophie hatte bisher geschwiegen. Der Gram ihres Vaters, den sie großentheils aus purem Muthwillen erregt hatte, schmerzte sie jetzt. Sie umfaßte ihn liebevoll und versprach, durch jenes Aetzende ihrer Seele, was der Collaborator so sehr fürchtete, alle Schmach von dem Hause abzuwehren. Er solle ihr nur das Versprechen geben, sie in Nichts zu

verhindern. Diese Hingebung rührte den gutmüthigen Vater. Er ward sanfter und gab Prüfenstein und Sophie acht Tage lang Zeit, um die Ehre seines Hauses und Namens in der Stadt wieder herzustellen; dem jungen Manne sagte er nochmals jede Anforderung, die er an ihn machen würde, zu, sie möge bestehen, worin sie wolle. — Bald darauf ward er in Geschäften abgerufen, und ließ die beiden jungen Leute allein.

„Bist Du nun mit mir zufrieden?" fragte Prüfenstein jetzt Sophie, und schlang traulich seinen Arm um ihren schlanken Leib. „Was dieser dumpfe, orthodoxe Stumpf fürchtet, wollen wir recht innigst genießen und nicht ablassen, diese Aetzkraft der Seele immer mehr zu verstärken."

Sophie lächelte. „Du bist aber doch arg mit mir umgesprungen," sagte sie. „Wer seiner Geliebten einen Spinnenmund, und sei's aus Liebe, andichtet, verdient Strafe."

„Dann bitte ich um augenblickliche Ankündigung und Vollziehung."

„Wenn sie nun streng ist?“ fragte Sophie.

„Je strenger, desto liebenswürdiger. Deine Hand kann nur Rosen verstreuen. Die Dornen selbst müssen sich bei Dir in Liebespfeile verwandeln. Sie verwunden, aber sie schmerzen nicht.“

Die Strafe ward dictirt und in Küssen abgebüßt. —

„Du mein Gott,“ sagte Sophie. „Bei alle dem haben wir noch eine böse Aufgabe zu lösen. Wenn nun der Vater nicht einwilligt? Du bist ein Schwärmer, ein Müssiggänger, ein unnützer, liebenswürdiger Mensch. An Dir ist nichts Gutes zu finden, als die Liebe. Ist nun das nicht blutwenig?“

„Blutwenig,“ wiederholte Prüfenstein. „Ich bekenne, daß ich ein vollendeter Taugenichts bin.“

„Und doch soll ich Dich lieben? Soll Dir mein Herz verschenken?“

„Was liebt denn meine Sophie?“ fragte Prüfenstein. „Liebt Sophie meine Seele oder mein Handwerk? Mein Wort oder die Seele meines Wortes? Mein Herz oder den Pulsschlag desselben? Ich meines Theils liebe nicht Dich! Nein, Dich, Sophie, liebe ich durchaus nicht. Weder den Namen, noch sonst etwas an Dir, ich liebe blos Deine

Seele. Das, was ich nicht sehen kann an Dir. Was Du verhüllst, das liebe ich. Hast Du Vermögen, ich nehme und nütze es, aber liebe es nicht. Bist Du wie ich, so nimmst Du den Taugenichts, liebst ihn aber nicht. Du bringst mir Vermögen, ich Dir den Taugenichts ein. Beides sind todte Schätze. Die Liebe mag sie beleben; dann werden sie Wunder thun. Nur etwas Sichtbares an Dir liebe ich, Deinen prophetischen Mund, und damit Du mir nicht etwa Unglück prophezeihen kannst, will ich ihn Dir verschließen."

Sophie wehrte den Geliebten nicht ab. Sie scherzten und kos'ten mit einander, bis der Abend hereindunkelte. Freigut kam beruhigt zurück, und ermahnte den jungen Mann, bei Zeiten an die Rechtfertigung seines Hauses zu denken. Prüfenstein verließ die Wohnung des Kaufmanns und entwarf schnell den Plan zu seinem zukünftigen Glücke. —

Noch waren nicht volle acht Tage vergangen, als unter den Bürgern der Stadt eine ganz ungewöhnliche Lebhaftigkeit sichtbar ward. Die guten Leute pflegten, wie ehrsame, fromme Bürger thun, ein sehr geruhiges Leben zu führen. Um die neuen Gesetze kümmerten sie sich wenig, wenn sie nicht unmittelbaren Einfluß auf ihr eigenes Leben hatten. Sie sahen früh mit den Schlafmützen zum Fenster heraus nach dem Wetter, gähnten den lieben Himmel und die liebe Sonne an, und tranken ihren Kaffee in beneidenswerther Genügsamkeit. Sie waren ein glückliches Völkchen, diese Bürger. Die Verwaltung machte ihnen keine Skrupel, weil sie nichts zu verwalten hatten. Von Eisenbahnen oder Dampfmaschinen hatten sie zwar gehört; es fand sich aber kein Gereis'ter in den Mauern der Stadt, der den guten Leuten ein klares Bild davon hätte entwerfen können. Daher waren sie der Meinung, diese Dinge könnten nicht vielen Nutzen haben. Die Klugen erklärten sie gar für dämonische Erfindungen. Es geht Alles zu schnell, sagten sie, man wird in solcher Eile seines Lebens nicht mehr froh. Actien nahmen sie keine. Sie konnten sich in die Berechnung nicht finden. Dafür spielten sie Schafkopf

und lachten einander höchst gutmüthig in's Gesicht. Diese Bürger waren, glaub' ich, die einzig Glückseligen auf Erden. Sie kümmerten sich nur um sich, und ihr Grundsatz, auf den sie Alles zurückführten, war: So lange nur der Fleck steht, wo ich sitze, hat die Welt nichts zu befürchten. — Es waren gute, stabile Leute, lauter legitime Seelen, obwohl sie nicht wußten, was man unter Legitimität zu verstehen habe. Sie ahnten es. Diese Menschen hatten eine feine Nase. Sie schnupften keinen Taback, sie pflegten nur daran zu riechen. Deshalb gab es auch einige unter ihnen, welche Erdbeben und dergleichen rochen. Dies waren die Wetterpropheten. Namentlich stark waren die ältlichen Matronen in dieser Kunst. Darum beschäftigten sich diese Altmüttter auch mit Politik und Kunst. Weiber waren die Kunstrichter, und die Kunst befand sich in jener Stadt sehr wohl. Sie schweifte nie aus; sie änderte sich nie; sie blieb stabil und legitim, wie ihre Bürger. Der ewige Friede schwebte über jener glücklichen Stadt.

Da begab es sich, daß eines Morgens, als das Wochenblatt die Runde in den Häusern machte, ein allgemeiner Aufstand der Bürgergeister erfolgte. Alles

fing an zu sprechen. Die Männer rissen ihre Schlafmützen ab, die Weiber verschütteten den Kaffee; selbst die unerzognen und ungezognen Kinder wurden auf einmal politisch gesinnt. Es fuhr ein allgemeines Leben in die friedliche Bürgerschaft. Dieser revolutionäre Sinn ward durch das Wochenblatt geweckt, das in einer besondern Beilage einen Aufsatz enthielt, wie noch keine Christenseele unter diesen Bürgern einen ähnlichen gelesen hatte. Es bildeten sich daher auch bald verschiedene Parteien. Die Einen behaupteten, ein Propagandist halte sich in ihren Mauern auf, und es sei Zeit, die Polizei aufzubieten, Andere waren freisinniger und meinten, eine solche Umgestaltung thue dem Wochenblatte, dem einzigen Organe der öffentlichen Meinung, noth, wenn man nicht hinter der Zeit zurückbleiben wolle; noch Andere aber schüttelten die Köpfe und witterten Atheismus, Profanisirung des Heiligsten, Mißachtung bestehender Einrichtungen, Geringschätzung angesehener Personen, und konnten nicht begreifen, wie man so unachtsam sein und solche giftige, aufrührische Worte die Censur passiren lassen könne, die doch sonst eine sehr scharfe Scheere führe und jeden nicht nach dem Stadtmaße gewachsenen

Gedanken in die richtige Form zurecht schneide. Wie man aber auch darüber sprach, der Aufsatz war einmal vorhanden und wurde allgemein gelesen. Der Verfasser hatte sich nicht genannt, und die unkritischen Bürger zerbrachen sich ihre Köpfe auf eine erbarmungswürdige Weise, um sich kritisch zu stimmen.

Der diese Revolution oder wenigstens Bewegung erregende Artikel war überschrieben:

Mundprophetie und Gymnasiallehrer.

Grundriß einer neuen Wissenschaft,

und lautete wörtlich, wie folgt: —

„Es gibt Zeiten, welche besonders günstig für Entdeckungen sind. Dies sind nach Außen strebende Zeiten. Andere gefallen sich wieder im Erfinden, und diese kann man nach Innen strebende nennen. Unsere Zeitepoche gehört unter die letztere Art. Heut' zu Tage will Alles erfinden, und Gott weiß, wie es kommt, es glückt auch meistentheils. Meiner Meinung nach liegt dies in tellurischen Einflüssen. Sie sind erfinderisch. Und weil sich derartige Eindrücke fortpflanzen, so wird das Erfinden sporadisch und endlich epidemisch. Es ist eine Modekrankheit oder Gesundheit des Geistes, des Zeital-

ters. Unsere Zeit ist eine epidemisch-erfinderische. — Das klingt seltsam und doch bleibt es wahr. Zu verwundern allein ist, daß selbst ganz obscure Orte und Oertchen, die sonst nicht eben auf der Höhe der Zeit stehen, sich rühmen können, ebenfalls dieser Erfindungs-Epidemie anheimfallen wollen. Unsere Stadt, weit und breit ihrer Liebe zum Alten und Bestehenden halber berühmt, das Muster von ächter Loyalität, unsere Stadt, die es sich nie hat zu Schulden kommen lassen, etwas zu früh und unüberlegt zu unternehmen, wohl aber aus Bescheidenheit immer zu spät und zu langsam zu kommen pflegt, diese unsere Stadt fängt an zu erfinden! Unsere friedsamen Bürger werden die Anhänger einer neuen Wissenschaft werden, die bis auf den heutigen Tag noch kein Mensch gekannt hat. Der unvergängliche Ruhm, eine neue Wissenschaft erfunden zu haben, wird fortan wie ein strahlender Heiligenschein unsere gute Legitimitätsstadt umgeben. Heil ihren Bürgern! Heil ihren Rathmännern! Wie angenehm, seelenvergnügt muß es sich leben lassen unter Bürgern, die so große Talente besitzen!

Die Gabe der Prophezeihung war in früheren Zeiten eine wahre Gottesgabe. Man bedankte sich

unmittelbar dafür beim lieben Gott. Wer sie empfangen hatte, wurde geehrt, geachtet, geliebt, auch gefürchtet, immer aber angebetet und heilig gehalten. Die Prophetengabe brachte etwas ein. Sie machte heilig, unsterblich! — Diese glückseligen Zeiten sind vorüber. Die Prophetengabe ist keine Gottesgabe mehr, sie ist zur simplen Gymnasiallehrergabe, zur Collaboratorgabe geworden. Das ist eine arge Verwandlung. Ein Collaborator, ein stumpfer Mensch, tritt an die Stelle Gottes und will prophezeihen. Er behauptet: nicht Gott, er selbst ganz allein habe sich diese besondere Gabe gegeben. Der Mensch ist ein Autodidakt. Er nimmt Alles aus sich selbst. Er ist ein außerordentlicher Collaborator, aber nur ein ganz ordinärer Mensch. Und das ist das Unglück neben dem Glücke.

Haben wohl die friedliebenden, ehrsamen Bürger unserer Stadt je etwas von einer Mundprophezeihung oder einem prophetischen Munde gehört? Schwerlich! Ich glaube behaupten zu können, kein tüchtiger, praktischer Ehemann sieht es seiner werthen Frau am Munde an, ob es zu Mittage Kartoffelmuß oder Wortbrei setzen wird. Und Eheleute sind doch sonst ziemlich gute Propheten. Es

gibt unter ihnen vielleicht Gesichterpropheten, aber gewiß keine Mundpropheten. Das ist ein neues Genre. Nun, so mögen meine lieben Mitbürger erfahren, daß in ihrer guten Stadt ein gewaltiger Mundprophet aufgetreten ist. Ich kann ihnen diesen maulbegabten Menschen empfehlen. Was Ehemänner erst als Ehemänner langsam und fühlbar entdeckten, das erfand dieses prophetische Genie vor der Ehe als Bräutigam. Er sah's seiner Braut an, was für eine Ehefrau in ihr steckte. Er las es ihr aus dem Munde heraus, nicht, daß sie zanken und keifen, nein, daß sie ihn klug machen, aufklären würde. — Und der ehrliche Mann, euer braver Mitbürger, fürchtete sich vor dem Lichtwerden. Er glaubte daran zu erblinden. Der Collaborator, der Mitarbeiter an der Werkstatt des allgemeinen Bestens, wollte kein erlauchter oder erleuchteter Mann werden. Ich will bleiben, wie meine Mitbürger, rief er, wie einer der Geringsten von diesen, und er entsagte prophezeihend seiner verlobten Braut. Der Collaborator war ein stumpfer Mensch, er scheute den scharfen Mund seiner verlobten Braut. Er überwand sich selbst und wird ganz gewiß selig werden. Bedaure sich ein Jeder, der nicht so handeln kann, wie der

stumpfe Collaborator! — Ein stumpfer Mitarbeiter klingt zwar etwas sonderbar, es ist aber in der Regel. Hört mir zu, altväterische Mitbürger, ich will es euch beweisen. Ein Mitarbeiter muß stumpf sein, wie ein Mitbürger, sonst überflügelt er den Vorarbeiter oder den eigentlichen Arbeiter. Der Arbeiter ist Herr, der Mitarbeiter Gehilfe. Das seht Ihr ein, es ist begreiflich. Darum wählt sich der liebe Gott meist stumpfe Mitarbeiter, oder läßt sie vielmehr nur zu. Sie sind seine Diener. Die Stumpfheit fördert am meisten. Sie erfindet nicht, sie denkt nicht, sie grübelt nicht, sie skrupelt nicht. Sie läßt sich an dem genügen, was da ist. Sie ist ein Natürliches, Wirkliches, immer Daseiendes. Das ist die Vortrefflichkeit der Stumpfheit. Die guten Bürger unserer Stadt werden dies einsehen. Sie dürfen nur den Obersatz zugeben, so findet sich der Untersatz als passend von selbst ein. Ober- und Untersatz verhalten sich, wie Ober- und Untertasse. Paßt die Obertasse auf die Untertasse, so paßt diese auch an jene. Nichts ist leichter, nichts natürlicher. Es ist die Kaffeelogik, welche unsere friedsamen Bürger immer gut begriffen haben. Sie lernen daraus das Schlußmachen, Schließen. Sie schließen sich

selber. Schlüsse sind die gedankliche Gensdarmerie. Daher berufen auch unsere guten Bürger keine Polizei. Sie sind sich selbst Polizei, ruhige, friedliebende Menschen. Sie halten fest am Alten, das Neue ist ihnen zuwider, weil es ihnen die Ohren vollschreit und sie nicht schlafen läßt. Ja, das Neue hat viel Aehnliches mit neugebornen Kindern. Es ist ein Schreihals, ein guter, prompter, aber höchst lästiger Wecker. Die guten Bürger unserer Stadt thun recht daran, sich das Neue vom Leibe zu halten. Sie geben es als ein schreiendes Kind der großen Amme, der Welt. Wenn es gezogen sein wird, dann läßt sich schon besser damit umgehen. Ja, brave Mitbürger. Ihr seid weise, bejahrte Menschen, — ihr habt bereifte, — vielmehr — gereifte Ansichten. Bleibt so, brave Mitbürger, Ihr seid auf dem rechten Wege! —

Aber ihr seid neugierig. Ich sehe Eure Augen feurig glühen; ich bemerke, wie Ihr das Wochenblatt verschlingt, Essen und Trinken, Klatschen und Raisonniren darüber vergeßt; wie Ihr immer und immer nach der Entwickelung dieser angekündigten neuen Wissenschaft sucht und lechst und hungert. Wisset, begierige Bürger, ich drücke Euch als Men-

schen an meine Brust! Aber les't nur weiter, Ihr werdet schon zum Ziele kommen. —

Die Gabe, aus dem Munde des Andern zu prophezeihen, ist eine Zeitgabe; sie ist modern oder neumodisch. Und diese Mundprophezeihung hat ein Collaborator erfunden, ein Collaborator in Eurer guten Stadt. Es ist diese neue Wissenschaft also die Erfindung eines Gymnasiallehrers. Darüber dürft Ihr nicht erstaunen. Ein Gymnasiallehrer muß auf dergleichen Dinge verfallen. Er beschäftigt sich ja fortwährend mit Lehren, Denken, Begreiflich machen. Ein solcher Gymnasiallehrer, brave Mitbürger, müht sich vom Morgen bis Abend ab, seinen Schülern, Euren kleinen Jungen, klar zu machen, was ein katechorisches, apodiktisches ꝛc. Urtheil ist. Ihr werdet dies schwerlich verstehen. Das thut nichts. Fragt Eure Jungen um die Bedeutung dieser fremdklingenden Worte. Nur den Nutzen solcher Lehren will ich Euch begreiflich machen. Er besteht darin, daß ein Collaborator, der sein Leben lang über diese Dinge nachdenkt, sich zuletzt ganz genau beweisen kann, ob er ein kategorischer Mensch oder Esel ist. Meist kommt er zur letzten Ueberzeugung und Ihr gebt zu, daß es sich schon der

Mühe verlohnt, Jahre lang Untersuchungen zu diesem Zwecke anzustellen. Und Eure Jungen, liebe Mitbürger, wissen, daß sie kategorische dumme Jungen sind! Seht, dazu, liebe Leute, habt Ihr's in Eurer Jugend nicht gebracht. Aber damals wurde auch in Quinta und Quarta noch keine Logik gelehrt. So groß sind die Fortschritte der Zeit und so groß der Nutzen der Logik! Lernt Logik, brave Mitbürger, Ihr könnt Euch alsdann selbst beweisen, daß Ihr kategorische Narren gewesen seid, Logik zu lernen.

Und ein solcher Collaborator nun hat die Mundprophezeihung erfunden, die neue Wissenschaft, welche nur einem Gymnasiallehrer begreiflich sein kann. — Diese vortreffliche Wissenschaft leitet ihren Ursprung aus der Naturlehre ab, die Ihr alle kennt; denn Ihr seid ja natürliche Menschen. In der Naturlehre wird angenommen, daß es ein Thierreich gibt. Dies Reich ist sehr verbreitet auf Erden. Es erstreckt sich über die ganze sogenannte Welt und reicht sogar bis in die Menschen hinein. Der Mensch, liebe Mitbürger, ist das Haupt des Thierreichs, der König, der Gott unter den Thieren. Darum herrscht er unter ihnen absolut, regiert sie,

wie Könige die Menschen, ganz nach Gutdünken, und der Fleischer ist unter allen wieder der absoluteste König über die Thiere. Er hat die meiste Gewalt über sie; er ist am gefürchtetsten und darum auch am meisten geachtet. Im Fleischer liegt das absolute Thier-Königthum. Darum, liebe Mitbürger, ehret die Fleischer und ihre unsterbliche Zunft! Sie füllen Eure Küchen mit Fleisch, Eure Tafeln mit duftenden Braten. Die Fleischer sind die ehrwürdigsten Menschen unter uns! —

Der Mensch, lehrt die Naturgeschichte ferner, ist ein Thier — in unserer ungenirten Bürgermundart — ein Vieh; das ist bescheiden und lobenswerth von ihm. Die Menschheit offenbart sich meistens am Kopfe, die Thierheit desgleichen. Es gibt höchst charakteristische Thier- und Menschenköpfe. Es findet eine Wahlverwandtschaft zwischen ihnen statt. Ein Philosoph oder ein Stück von ihm, das heißt, ein denkender Menschenkopf, hat einmal bewiesen, daß jeder Menschenkopf mehr oder weniger einem Thierkopfe gleiche, und der Froschkopf spielt darunter eine sehr große Rolle. Ihr Alle, brave Mitbürger, habt cultivirte, ausgewachsene Froschköpfe. Wundert Euch daher nicht, daß in

unserer Stadt soviel gequakt wird! Es kommt von der Froschbildung des Kopfes her. Andere neigen wieder zur Gansformation, und daher das häufige Geschnatter. Es hat Alles seine Ursachen, friedsame Mitbürger, sogar Eure Friedsamkeit. Sie verdankt ihr Dasein vielleicht der Schafkopfsformation, die ihr der Sage nach lieben sollt. Doch fragt Euren stumpfen Collaborator, der wird es Euch sagen können. Er ist ja ein Mundprophet!

Ihr müßt nämlich wissen, daß dieser Collaborator-Stumpf jene philosophisch-physiognomische Lehre weiter fortgeführt hat. Unter seinem denkenden Geiste ist sie zur Mundprophetie aufgeblüht. Er sieht Euch am Munde an, ob Ihr zum Wespen- oder Hornissengeschlechte gehört; ob Ihr Bremsenneigungen in Euch habt oder Hummelaffectionen. Der Collaborator-Stumpf weiß es auf ein Haar, ob Euer Bürgermeister wölfische, hündische, katzliche Gelüste in sich verbirgt, oder ob er mehr zur Tieger-, Hyänen-, Alligator-Natur inclinirt. Das Alles sieht der weise Mann an dem „Maulaffenfeilhaben,“ wie Ihr eine gewisse Art stillen Nachdenkens zu benennen pflegt. Und so weiß dieser Collaborator Jedem sein Fach anzuweisen. Einem seiner

Collegen hat er dargethan, daß er ein Heuschrecken=gebiß habe, einem andern ganz deutlich das Bullen=beißermaul mit dem unverkennbaren Zuge eines zu=gleich auch wiederkäuenden Thieres nachgewiesen; an einem dritten wollte er die Spuren eines Bologne=serhündchens, mit Katzenartigkeit vermischt, um die feingezogenen Lippen entdecken, und den gesammten Rathsherren hat er mit einer Classification ihrer Mäuler gedroht. Kurz dieser Collaborator=Stumpf ist ein höchst geistreicher Mensch, das Muster eines Gymnasiallehrers. Sich selbst hat er oft beobachtet und ist so bescheiden gewesen, an sich den devoten Mundzug eines Pudels zu finden.

Ihr seht ein, brave Mitbürger, daß aus die=sem Grundriß einer neuen Wissenschaft sich Großes entwickeln wird. Sie bedarf nur noch der Ausbil=dung. Allein auch die Wissenschaftlichkeit, der For=schungsgeist, muß bescheiden sein und darf nicht aus=schweifen. Wenigstens sollte der große Erfinder dieser Wissenschaft Rücksicht auf das schöne Geschlecht nehmen. Das hat nun der Collaborator nicht ge=than. Er ist so sehr in das Heil seiner Wissen=schaft vertieft, daß er sogar seine Braut physiogno=misch betrachtet und an ihr — o, brave Mitbürger,

rettet, rettet das schöne Geschlecht! — einen saugenden Spinnenmund entdeckt hat! — Spinnen sind seine Antipathie. Vor dem Saugen, An- und Aussaugen hat er einen characteristischen Abscheu. Er liebt das geruhsame Leben. War es da ein Wunder, daß er zurücktrat, seine Braut verließ, floh? Nein! Ihr könnt ihm dies nicht zum Verbrechen machen. Er that, was seines Amtes war. Er entfernte alles Störsame, Alles, worein er sich hätte verstricken können. Bedenkt, müßte es nicht qualvoll sein für einen Collaborator, in einem Spinnennetze gefangen, ausgesaugt zu werden, wie eine Fliege? Es wäre viel ärger als Kreuzestod. Nein, seine Braut mußte er verlassen. Kein Mensch mag den Tod einer Fliege im Netze einer saugenden Kreuz- oder Winkelspinne sterben. Der Tod an sich ist schon eine Qual, wer sollte diese sich noch gutwillig erhöhen lassen? Der Collaborator-Stumpf hat Recht daran gethan, seine Braut zu verlassen. —

Werdet aber nicht etwa ungerecht, Bürger der Gerechtigkeit! Verdammt und flieht nicht etwa jene verlassene Braut! Sie ist ein Mädchen, ein schönes, blühendes, lebenslustiges Mädchen. Sie verdient unsere Achtung und Verehrung, nicht allein,

weil sie ein Mädchen und schön ist, sondern weil sie die Veranlassung zur Erfindung einer neuen Wissenschaft geworden ist, zur Erfindung der Mundprophetie! Ehret sie wie eine Heilige, sie hat eine neue Wissenschaft begründen helfen! —

Ob sie einen Spinnenmund hat? So wagt Ihr zu fragen, schönheitliebende Mitbürger? Ihr thut Unrecht daran! Ich kenne dies Mädchen; ich ehre und liebe, achte und bete es an. Es ist die Schönheit, mein weltlicher Gott, den ich in diesem Mädchen erblicke. Kann die Schönheit Aehnlichkeit mit einer Spinne haben? Kann ein süßer, schon von fern Herz und Geist erquickender Mädchenmund einem garstigen Spinnenmaule gleichen? Seht, Mitbürger, hier könnt Ihr von Euren zugeschulten Jungen ein kategorisches Urtheil fällen lernen. — Ich meinestheils verneine eine solche Frage.

Aber einen Saugbau kann ihr Mund haben? Allerdings! Jedes Mädchens gewölbter Mund hat etwas Bienenartiges. Er lockt und reizt zur Annäherung, zur Hingebung. Wer möchte sich nicht gern in eine Blume verwandeln, um von dem saugenden Bienenmunde eines reizenden Mädchens berührt zu werden? Ehrt Ihr den Kuß so wenig, daß Ihr

die sogenannte Saugformation an dem Munde eines Mädchens verachtet? Thut Ihr dies, so seid Ihr verdammt von mir, als altväterische Bürger! Werfet das Alte von Euch, schwöret und huldiget Treue dem Neuen! Ich schwöre dem Bienenmunde des Mädchens Treue. Ich kümmere mich nicht um Mundprophetie, aber den prophetischen Mund studire ich. Das ist meine Wissenschaft, Ihr guten redligen Bürgerseelen. Und wenn tausend Collaboratoren-Stumpfe ihre Bräute verließen, weil sie die Form eines saugenden Spinnenmundes an ihnen entdeckt hätten, ich würde auf Reisen gehen, mich um gar nichts Anders bekümmern, als: jene verachteten, geflohenen Mädchen küssen. Ich erhöbe die Mundprophetie zur Mundprobe. Und meine Kunst würde Anklang finden, sie würde die Wissenschaft vernichten. Die Kunst der Mundprobe ist erhabener als die Wissenschaft der Mundprophetie. Das ist eine stumpfe Collaboratorwissenschaft, eine Gymnasiallehrer-Weisheit. Meine Kunst aber ist die freie Kunst des Lebens, die brotlose, kußreiche Kunst, deren Gott die lebendige Schönheit ist. Brave Bürger unserer guten, friedsamen Stadt, laßt der Schönheit Gerechtigkeit wiederfahren, ehret die ver-

lassene Braut des Collaborators; fällt ein kategorisches Urtheil! Erhebt Euch zur Kunstanschauung, streift die Philistermütze ab, werdet Menschen! Der Mensch ehret die Schönheit und betet sie an. Diese Schönheit, alte, friedsame Bürger, wird Euch frei machen. Ehret die Schönheit, habet die freie Kunst lieb und bleibt keine Philister! Die Mundprophetie hat viel Gutes, aber ist doch eine fatale Wissenschaft. Bildet sie aus und erhebt sie zur Kunst, so werdet Ihr leben!" —

Dieser seltsame Wochenblattsartikel verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die ganze geruhsame Stadt. Die friedlichen Bürger lasen ihn mehre Male mit wahrer Andacht und konnten immer noch nicht recht begreifen, was wohl damit gesagt sein möchte. Es war, als wäre ein neuer Messias gekommen und hätte ihnen eine Predigt gehalten. Die Klügsten verließen ihre Werkstätten und eilten in ihre Versammlungsorte. Dort ward der Artikel nochmals laut und gemeinschaftlich vorgelesen, und commentirt. Nichts destoweniger blieben die Meinungen noch immer sehr getheilt. Einige wollten unerhörte Ketzereien in den Worten finden, Andere fühlten sich als Bürger geschmeichelt und erklärten

den Verfasser für einen Bürgerfreund, den man ehren und belohnen müsse. Nur konnten Alle nicht begreifen, wie die Censur so gar nachsichtig habe sein können. Offenbar ward durch diesen Aufsatz das Alte heimlich gelästert, sogar dem Rathe ward das Käppchen abgenommen, und die Gassenbuben sahen die leuchtende Glatze.

Um die Mundprophetie kümmerte man sich weniger. Nur einige ergetzten sich an den Geißelhieben, die sie hin und wieder gegen anmaßende Menschen geführt zu sehen glaubten. Die Verlobung der schönen Tochter Freiguts mit dem Collaborator Stumpf war allgemein bekannt, einige hatten auch schon von der Auflösung derselben gehört, Niemand aber etwas Sicheres darüber erfahren können. Dieser Aufsatz setzte nun Alles in ein helles Licht, und man pries den Verfasser, daß er die Schönheit Sophien's so feurig lobte und die Kleinigkeitskrämerei des Schulmannes lächerlich machte. Prüfenstein erreichte seine Absicht vollkommen. Die gefürchtete Schmach ward von Freiguts Hause und Namen abgewendet, und fiel, ins Komische überspringend, auf den Collaborator Stumpf zurück.

Die Honoratioren der Stadt beeilten sich, dem

reichen Kaufmann Gratulationskarten zuzuschicken, ja sogar persönlich zu erscheinen. Jedermann pries Sophiens Anmuth und Schönheit, und erlaubte sich einige harte Worte gegen den harten Stumpf.

Prüfenstein wartete lächelnd den Erfolg seines Schabernackes ab. Er besuchte weder Freiguts Wohnung, noch ließ er sich irgend wo anders erblicken. Gegen Abend sendete der erfreute Kaufmann zu ihm und ließ um seinen Besuch bitten. Prüfenstein folgte begierig der Einladung. Freigut nahm ihn mit offenen Armen auf, drückte ihn wiederholt an seine Brust, nannte ihn den Retter seines ehrlichen Namens, den Wiederhersteller seines Hauses, und war unerschöpflich im Lobe des jungen Mannes. Sophie war nicht minder erfreut. Der Vater befahl ihr, vorläufig ihren Ehrenretter zur Belohnung zu küssen. Ob sie lange gezaudert hat, dem Befehle nachzukommen, weiß ich nicht; gewiß aber ist, daß aus einem Kusse mehrere wurden. Der alte Freigut nahm es nicht so genau und vergaß ganz den Kaufmann. Er zählte und rechnete einen ganzen Tag lang nicht.

„Sie sind ein vortrefflicher Mann," sagte er zu Prüfenstein. „Sie haben eine excellente Klage

aufgesetzt und meinen Widersacher total geschlagen. Haben Sie diese Weisheit in den Collegien gelernt? Wie? Lieber, junger Mann, wenn die Herren Professoren solche vortreffliche Sachen vortragen, so sind sie werth, daß man sie vom Kopf bis zur Fußsohle vergoldet. Das nenne ich eine Prozeßordnung! Da ist doch Witz drin, und ein gesunder, frischer Menschenverstand. Da gibts keine vermaledeite, kauderwelsche, lateinische Floskel, es geht Alles glatt weg von der Zunge in verständlichem Deutsch. Und man freut sich über eine solche moderne Injurienklage. Der Styl schon zieht an, er ist leichtfließend munter, nicht aus Quarz, Granit und rohen Bruchsteinen zusammengesetzt. Die Gedanken noch gar nicht in Anschlag gebracht. Lieber Prüfenstein, ich habe schon eine hübsche Anzahl Prozesse geführt und die Acten haben knapp in diesem Zimmer Raum, aber in allen diesen Scripturen-Ballen habe ich keinen einzigen Gedanken gefunden. Tausend Thaler gebe ich Ihnen, wenn Sie einen einzigen originellen Gedanken aus diesen Papierfetzen herauslesen!"

„Ich bitte sehr, mir diese Arbeit zu erlassen," versetzte Prüfenstein. „Es ist mir nicht unbekannt, daß wir Juristen eine eigene Force im Nicht-

denken haben. Wir könnten uns darin sehen lassen."

„Nun ja, das meine ich auch," erwiederte Freigut, „doch Sie machen hiervon eine Ausnahme. Und um zu Ende zu kommen, mein werthgeschätzter Ehrenretter, so lade ich Sie morgen zu einem kleinen Gastmahl ein. Lassen Sie nicht auf sich warten. Sie werden einige meiner Freunde treffen. Besinnen Sie sich indeß auf eine recht große Forderung, damit ich mich auch großmüthig zeigen kann. Die Belohnung eines Dienstes, wie Sie mir ihn geleistet haben, muß öffentlich geschehen. Meine Mitbürger müssen erfahren, daß der alte Freigut ein dankbarer Mann ist. Besinnen Sie sich und fordern Sie 'was Rechtes!" —

Mit dieser freundlichen Ermahnung entließ der Kaufherr den glücklichen Prüfenstein. Durch Freiguts Redseligkeit war es bald in der Stadt bekannt geworden, daß Prüfenstein der Verfasser des Wochenblattartikels sei, und hatten die Bürger vorher die Köpfe geschüttelt, so wackelten sie jetzt mit dem ganzen Leibe. Dennoch fühlten sie sich wundersam geschmeichelt. Mehrere waren der Meinung, die Bürgerschaft müsse dem so talentvollen jungen Manne

ihre Achtung und Zufriedenheit bezeugen, und durch eine Deputation ihr ihm früher zugefügtes Unrecht abbitten, Andere wollten sogar beim Rathe darauf dringen, ihm eine einflußreiche Stelle zu geben. Die Meinungen waren wieder getheilt und es schien keine Einigung möglich zu sein. Da trat der Bürgermeister in die Versammlung der Bürger, hielt eine kurze Anrede an seine getreuen Unterthanen und eröffnete ihnen, daß er gesonnen sei, die eben durch den Tod erledigte Stelle des zweiten Stadtraths dem sehr gute Anlage verrathenden Prüfenstein zu übertragen, wenn anders die ehrsame Bürgerschaft ihre Einwilligung dazu gebe. Dies gab den Ausschlag. Die Bürger billigten die Ernennung, brachten dem Bürgermeister ein Lebehoch und wollten sogleich einen Fackelzug veranstalten, um dem für Bürgerwohl und Bürgerfreiheit glühenden Manne ihre Hochachtung zu bezeugen. Diesem Ansinnen widersetzte sich jedoch der weise Bürgermeister.

„Werthe Mitbürger," sprach er, „kommt davon zurück. Ihr würdet die freie, aber für das Recht tief empfängliche Seele des wackern Prüfensteins durch eine solche Handlung verletzen. Sie

liegt außer den Grenzen des Rechts der Gewohnheit, des Herkommens. Diese Schranken aber achtet der junge, talentvolle Mann, wie sein Wochenblattartikel zeigt. Was Ihr thut, muß in Form Rechtens geschehen. Prüfenstein ist ein durchaus nach aller Form Rechtens cultivirter Mensch. Er ehrt das Recht, glüht für das Recht, lebt, webt, stirbt und vermodert für das Recht. Jede Zeile seines Aufsatzes beweist dies. — Gegen solch heiliges Feuer, das lange unbemerkt unter der Asche fortgeglommen hat, dürfen wir nicht mit Löscheimern zu Felde ziehen. Darum, werthe Mitbürger, verfügt Euch morgen Abend zu dem hochansehnlichen Kauf- und Handelsherrn Freigut. Dieser achtbare Mann giebt zu Ehren des talentvollen Prüfensteins ein Fest, woselbst ich den Vorsitz haben werde. Bei dem ersten Toast, den ich ausbringe, tretet Ihr in den Saal und überreicht dem jungen Stadtrath seine Ernennung. Ich werde Sorge für deren Ausfertigung tragen." —

Die Bürgerschaft war mit diesem Vorschlage höchlichst zufrieden und zerstreute sich unter fortwährendem Jauchzen und Vivatrufen. Der Wochenblattartikel hatte den Geist der Freiheit in ihr geweckt.

Die Prachtzimmer in Freigut's Hause waren glänzend erleuchtet. Jung und Alt, Hoch und Niedrig schwärmte flüsternd und bewundernd um das Haus, als gäbe es die Nasenspitze eines Prinzen von Geblüt oder gar eines mächtigen Selbstherrschers an der angelaufenen Fensterscheibe zu sehen. Seit undenklicher Zeit war in der guten, loyalen Stadt kein so glänzendes Fest gegeben worden. Auch war es in früherer Zeit den Bürgern und Bürgerkindern nicht erlaubt gewesen, sich ohne besondere, hohe, obrigkeitliche Erlaubniß so freisinnig auf den Gassen umherzutreiben. Heut' aber regierte die förmlich proclamirte Freiheit, und diesem ersten Jubel von Polizei wegen steuern zu wollen, wäre gefährlich gewesen.

Der Bürgermeister und alle Honoratioren der Stadt waren bereits in Freigut's Hause versammelt. Nur der Urheber des Festes, Prüfenstein, fehlte noch. Er schien es recht auf's Interessantwerden anzulegen. Der glückliche Kaufmann ward vor lauter Freude fast ungeduldig und erlaubte sich, selbst vor der Gesellschaft, einige nicht ganz mit der jungen Freiheit der Bürgerschaft harmonirende Ausdrücke. Doch hielt man diese übersprudelnde Kraft

dem allgeehrten Handelsherrn zu Gute. Er war ja reich, und die Reichen nehmen sich nun einmal immer etwas mehr Freiheit.

Sophie hatte sich geschmückt wie eine Braut. Ein weißes Atlaskleid umhüllte die schlanken Glieder und hob die gerundeten Formen ihres jugendlichen Körpers vortheilhaft hervor. In ihr dunkelbraunes Haar flocht sich geschmackvoll ein Kränzchen von Rosen. Sie flatterte, wie ein bunter Schmetterling durch die glänzenden Gemächer und war ausgelassen bis zum Uebermuth.

Freigut schien diese Lustigkeit, noch mehr aber die Art ihres Schmuckes zu mißbilligen. Er machte ihr dies bemerklich und äußerte, es schicke sich nicht wohl, daß sie sich, gewissermaßen als Braut schon zur Wittwe geworden, dennoch im bräutlichen Schmucke der Gesellschaft zeige.

„Warum nicht, lieber Vater?" antwortete Sophie. „Mein alter Bräutigam ist freilich so gut, als gestorben. Und Gott verzeih mir's, aber ich bin herzlich froh darüber! Soll ich nun etwa trauern, einen Schmerz erheucheln, der mir gar nie in die Gedanken gekommen ist? Das kann ich nicht, Vater. Ich will heute lustig sein, tanzen,

scherzen, lachen, mich gebehrden, wie ein freies, ungebundenes Mädchen."

„Thue, was Du willst, Sophie," versetzte der Vater, „aber bleibe mir hübsch in den Schranken. Freie, lustige Mädchen sind recht angenehme Geschöpfe, nur müssen sie sittsam bleiben!"

„O, fürchten Sie nicht, daß ich mich etwa selbst emancipiren werde," lachte Sophie. „Ich will nur meine Verlobung mit meinem guten Namen feiern. Das ist vor der Hand mein Bräutigam, und — nun gesetzt, lieber Vater," sagte sie schmeichelnd und hing sich an seinen Arm — „gesetzt, es fände sich nun unter dieser bunten Gesellschaft ein Bräutigam für mich, würden sie mir zusagen, mich mit ihm zu verloben?"

„Aber, liebe Tochter, so auf einmal, wie aus den Wolken gefallen! Das wäre gar zu viel auf's Spiel gesetzt!"

„Ja, ich liebe das Zufällige, Vater. So ein wenig extemporirte Verlobung, improvisirte Hochzeit — das ist interessant. Unsere guten Mitbürger hätten ein Jahr lang davon zu reden, ehe sie die Möglichkeit eines solchen Falles begreifen könnten." —

Die Ankunft Prüfenstein's unterbrach das kurze Gespräch. Der glückliche junge Mann ward in tiefster, ehrerbietiger Stille empfangen. Man sah ihn verwundert an, als käme er aus einer andern Welt, und Einige der Gäste wagten sich sogar, doch nur leise auf den Zehen fortschwebend, bis in seine unmittelbare Nähe. Man hatte bisher in der guten Stadt nur den gewöhnlichen Wochenblatt-schreiber und den Hochzeit- und Begräbnißgedicht-Verfertiger, wie man ihn nannte, gesehen. Ein Schriftsteller aber von Prüfenstein's Geist und Energie, der im Stande war, eine völlige Revolution im Wochenblattstyle mittelst eines einzigen Aufsatzes hervorzubringen, war etwas Unerhörtes. Die Honoratioren theilten sich gegenseitig flüsternd ihre Bemerkungen über den jungen Mann mit. Der Eine bewunderte seinen leichten, graziösen Gang, die Gewandtheit in seinem Benehmen, der Andere machte seinen Nachbar auf die Formation der Stirn aufmerksam und erklärte, daß man sehr unrecht gethan habe, diesen talentvollen Mann bisher so wenig zu beachten. Er erkannte ganz deutlich die Revolutionsorgane an dem Stirnknochen. Ein Dritter schüttelte bedenklich sein graues Haupt und

wollte den satyrischen Mund besonders stark entwickelt sehen. Wenn nur unsere gute, friedsame Stadt nicht noch Nachtheil von diesem begabten Menschen hat, sprach er. Dieser Prüfenstein kann uns ruhigen, alten Leuten viel zu schaffen machen. Er wird reformiren wollen, und das können wir, die wir doch auch regiert haben, nicht zugestehen! —

So beurtheilte Jeder den jungen Prüfenstein nach den Eindrücken, die er auf die Einzelnen machte. Nur in dem einen Punkte, er sei ein ausgezeichneter Geist, kamen Alle theils laut, theils stillschweigend unter einander überein.

Prüfenstein bewegte sich unter dieser bürgerlichen Kleinwelt unbefangen und leicht. Er sagte Jeden etwas Gefälliges und gewann so die Gunst Aller in hohem Grade. Nach der ersten Begrüßung aber kümmerte er sich wenig mehr um die bürgerlich flachen Gesichter, sondern beschäftigte sich ausschließlich mit Sophie, die er sehr unbefangen unterhielt. —

Freigut gab nun das Zeichen zum Beginn des Mahles. Hier befanden sich die sämmtlichen Gäste an ihrem Orte. Sie zeigten, daß man auch als

geruhsamer Bürger brav essen könne. Niemand unterließ die gute Küche des reichen Kaufmanns zu loben, und als man dasselbe mit dessen Keller gethan hatte, wollten Einzelne sogar ihren gesunden Bürgerwitz bethätigen. Der Sage nach blieb er zwar ganz in den Grenzen der Zartheit; doch will die witzige Welt behaupten, ein zahmer Witz sei entweder lahm, oder so gut wie gar keiner. Dies störte indeß die guten Bürger nicht. Sie waren witzig auf ihre Faust und lachten gar herzlich über ihre Einfälle.

So oft Prüfenstein zu sprechen begann, ward es jedesmal mäuschenstill. Niemand wollte ein Wort dieses wundersamen Geistes verlieren. Alles, was er sprach, ward entweder belacht oder beklatscht, am meisten aber — betrunken. So viele Worte über seine Lippen glitten, so vielmals leerten sich die gefüllten Gläser der Gäste. —

Endlich erhob sich der Bürgermeister, klang mit dem silbernen Messer sein Glas an und begehrte völlige Ruhe. Hierauf brachte er „dem Wiederhersteller der Ehre des Hauses Freigut, dem Erwecker der Bürgerfreiheit, dem geistvollen Wochenblatt-Umgestalter!" ein Lebehoch aus, das von der

Versammlung mit lautem Jubel nachgejauchzt wurde.

Kaum hatte sich der Sturm der Gefühle gelegt, so öffneten sich die Flügelthüren des geräumigen Saales, und ein langer, ehrwürdig-feierlicher Zug der Bürgerältesten trat ein, umschritt langsam die festliche Tafel und überreichte im Namen der dankbaren Bürger der Stadt dem jungen Prüfenstein die Ernennung zum Stadtrathe. —

Prüfenstein glaubte zu träumen und wollte diese unverdiente Ehre ablehnen. Da nahm der Bürgermeister das Wort und sprach: „Nein, junger, verehrungswürdiger Mann! Sie werden und dürfen sich nicht weigern. Sie sind der Befreier unseres Bürgergeistes, Sie müssen ihn auch mit regieren helfen. Sie können es. Sie haben selbst Geist, Talent, Geschick — nur Routine fehlt. Diese werden Sie von mir erlernen können. Ich bin ein routinirter Bürgermeister.“ —

In diese Bemerkungen stimmte die Gesandtschaft und speisende Versammlung stürmisch ein, und Prüfenstein war genöthigt, die Ernennung zum Stadtrathe dankend anzunehmen. Er that es, wie Einige bemerkt haben wollen, mit Thränen im Auge. —

„Verehrte Mitbürger, sprach er, „Ihr schätzt mich über meinen Werth. Ich bin ein durchaus unbedeutender Mensch, der nichts kann, nichts weiß, nichts mag und nichts thut, als die Wahrheit sagen."

Ein lautes Gemurmel des unzweideutigsten Beifalls lief durch den Saal.

„Die Wahrheit will und werde ich immer nur sagen," fuhr Prüfenstein fort. „Ich bin zwar nicht die Wahrheit, aber ich will die Wahrheit werden. Geliebte Mitbürger! Von Euch zu Eurem Stadtrathe ernannt, muß ich bekennen, daß ich in diesem meinen neuen Amte nur nach Wahrheit streben werde. Dieses Streben hat mich ehrenvoll bis hierher gebracht, es soll mich auch weiter bringen. Ich habe Euch und Eurer gelehrten Schule in dem viel und andächtig gelesenen Wochenblatte derb die Wahrheit gesagt. Ihr habt mir nichts übel gedeutet. Ihr habt Alles zum Guten ausgelegt. Ihr habt mich zu Eurem Stadtrathe ernannt. Es ist meine Pflicht, fernerhin Eurer Stadt zu rathen, und das werde ich thun. Ich werde ihr rathen und zu rathen aufgeben. Aller Mundprophetie werde ich mich widersetzen; denn es ist eine

abgeschmackte Wissenschaft. Sie macht stumpf, wie zuweilen ein Collaboratoramt. Es ist nichts mit dem Collaboriren. Man kann nicht wahr sein, und Wahrheit ist doch allein das Leben. Meine geliebten, Mitbürger, ich will leben. Das Leben ist doppelt, leiblich und geistig. Jetzt aber lebt Ihr Alle leiblich, Morgen werdet Ihr geistig leben. Und so nehmt denn den ersten Beweis meiner Wahrheitsliebe von mir dahin. Ich behaupte, erst von jetzt an werdet Ihr ein geistiges Leben zu führen beginnen, bisher habt Ihr nur leiblich, körperlich gelebt. Ihr fangt jetzt an, frei zu werden. Liebe Mitbürger, fahrt fort in der Freiheit, laßt Euch rathen, rathet Euch selbst. Das Rathen wird Euch frei machen; denn in ihm liegt die Wahrheit. Ein ächter Stadtmann muß ein Rathmann sein, dann ist die Wahrheit in ihm!" —

Die Rede wurde stürmisch bejubelt und das Anklingen der Gläser wollte gar nicht mehr aufhören. Erst Freiguts Stimme brachte einige Ruhe in die aufgeregten Gemüther. Er wandte sich mit liebevoller Stimme zu der Gesellschaft und eröffnete ihr, daß er dem jungen Stadtrath Prüfenstein versprochen habe, die erste Forderung, die er an ihn

für den geleisteten Ehrendienst machen werde, ihm ohne Zögern und Bedenken zuzugestehen. Er rufe daher den neuen Stadtrath in Gegenwart der ganzen geehrten Gesellschaft und der Bürgerdeputation auf, sein Begehren laut und offen auszusprechen. —

Prüfenstein erröthete. Er erhob sich und sprach: „Ein Stadtrath kann nicht ohne Beistand sein. In meinem Aufsatze, der mir so große Ehre gebracht hat, bemerkte ich, daß, solle es eine Mundprophetie geben, diese — mindestens bei dem schönen Geschlechte — nur durch den Kuß sich bestätigen könne. Jener Collaborator befürchtete, durch Berührung des schönsten Mundes in unserer Stadt seine Ruhe, seine eigene, ihm so bequeme, Rathlosigkeit zu verlieren. Er fürchtete: kritisch, frei, gescheidt, klug zu werden. Das machte ihm bange. Er glaubte: Klugheit, Kritik, Freiheit vertrügen sich nicht mit der Collaboratur. Der stumpfe Mensch hatte in seinem Sinne Recht. Aber, geliebte Mitbürger, ein Stadtrath bedarf der Klugheit und vor allem der Kritik. Ich will ein kritischer Stadtrath sein. Dieses schöne Mädchen zu meiner Rechten, die reizende Tochter unseres verehrten Wirthes, hat, — das ist allbekannt — einen kritischen Geist.

Sie weiß zu sichten, zu unterscheiden. Sie hat recensiren gelernt. Hätte sie wohl sonst den Collaborator aus diesem Hause hinausrecensiren können? Soll es aber dafür keine Belohnung geben? Kritische Frauen sind bedenklich, es ist wahr, kritische Mündchen und Lippen aber sind reizend. Ich begehre, soll es nun einmal gefordert sein, von dem allverehrten Kauf- und Handelsherrn Freigut, diesen kritischen Mund immerwährend küssen zu dürfen. Dadurch allein glaube ich ein guter Stadtrath zu werden. Sophiens Mund wird mein prophetischer Mund sein. Aus ihm werde ich meine Weissagungen saugen. Verehrte Mitbürger und hochgeehrter Herr Vater — ich begehre die Hand — und den Mund Ihrer liebenswürdigen Tochter — das Herz können Sie nicht geben, das hat Sophie allein zu verschenken." —

Ein allgemeiner Jubelruf bekundete den vollständigen Beifall der Gäste. Freigut lächelte selbstgefällig und ergriff die Hand seiner Tochter. „Es steckt doch ein Schalk hinter dem neuen Stadtrathe," sprach er, „der mir aber nicht erst mit der erhaltenen Würde in ihn gefahren zu sein scheint. Und mein kritisches Töchterchen hat eine wirklich auffal-

lende Prophetengabe. Ich werde bald selbst an ihren prophetischen Mund glauben."

Der glückliche Vater führte Sophie dem jungen Prüfenstein zu. „Ich bin ein Deutscher," sprach er, „ich halte mein Wort. Prüfen Sie nun, ob Sophiens Mund wirklich die Gabe der Prophezeiung empfangen hat."

„Dies soll geschehen," versetzte Prüfenstein, umarmte Sophien und drückte einen herzlichen Kuß auf ihre Lippen. „Ich bin es vollkommen zufrieden, sprach er, „wenn sie mich spinnenartig mit einem Liebesnetze umstrickt. Je mehr Liebe sie gibt, desto mehr werde ich Rath ertheilen können." —

Die Gesellschaft trank nun die Gesundheit des jungen Brautpaares. Niemand dachte mehr an den sogenannten Taugenichts — Prüfenstein. Er war das Orakel und Idol Aller geworden. Seltsame Umgestaltung des Glückes! Freigut hatte natürlich auch nichts dagegen zu sagen. Ein Stadtrath konnte kein Taugenichts sein, er bekleidete ja ein angesehenes Amt. Aemter, ja Aemter geben Verstand; Aemter machen gescheidte Leute, Aemter bekränzen uns mit Lorbeeren. Junge Männer strebet nach Aemtern! Die Gassenbuben schwenken alsdann

die Mützen, die Bürger die Hüte vor Euch. Ihr seid angesehene Leute. Aber, o Ihr Armen, Ihr müßt danken, Ihr müßt Euch für's Grüßen bedanken. Ein Stadtrath ist bei alledem doch ein bedenklicher Mensch. Ob er wohl frei, ganz frei sein kann? Ich weiß es nicht; das aber weiß ich, daß Prüfenstein es war, nicht als Stadtrath, wohl aber als der Verlobte Sophien's. Ueber ihre Ehe sind keine Nachrichten eingegangen, und ohnehin taugten sie nichts in eine Novelle.

Am Morgen darauf saß der Collaborator Stumpf wieder an seinem Schreibtische und corrigirte die lateinischen Exercitien seiner Quartaner. Er schien verdrießlich zu sein und strich gewaltig in den Schmierbüchern herum. Da klopfte es und der Schuldiener trat herein.

„Was will Er?“ fragte barsch der Geplagte. „Ich habe jetzt nicht Zeit.“

„Wollte nur melden, daß Fräulein oder Jungfer Sophie Freigut gestern Abend mit dem Stadtrath Prüfenstein verlobt worden ist.“

„Wie? Was?“ rief der Collaborator und stieß im Aufspringen das Gefäß der rothen Dinte um, daß die purpurne Fluth sich lustig über die Exercitienbücher der Quartaner ergoß.

„Ja, ganz gewiß, können's glauben,“ sagte der Schuldiener. „Die Bürgerschaft hat den Prüfenstein zum Stadtrath ernannt von wegen des Wochenblatts, und ein Stadtrath muß eine Frau haben. Das ist so Gesetz und Sitte in unserer Stadt.“

Stumpf war einigemale im Zimmer auf- und abgegangen. Er trocknete gleichgiltig die rothe Dinte auf, wischte die besudelten Bücher ab und sprach: „Es ist gut, Er kann gehen. Doch nein, warte Er. Ich muß doch eine Karte schicken.“

Er setzte sich an seinen Tisch und schrieb eine Gratulationskarte. „Da, die trage Er zu dem Kaufherrn Freigut und mache Er meinen gehorsamsten Empfehl.“

„Zu dienen,“ sprach der Schuldiener und ging fort. Der Collaborator kratzte sich hinter dem Ohr und seufzte. „Es ist nur dumm, daß ich mir die ganzen Correcturen verdorben habe,“ sprach er zu sich, „meine Quartaner werden wie junge Wölfe über mich herfallen. — Also Prüfenstein ist Stadtrath geworden. Hm! Und wegen des Wochenblattartikels! Und So-

phie wird seine Frau! Hm, 's ist seltsam!" — Die Uhr schlug die Schulstunde. Der Collaborator packte die Exercitienbücher zusammen und setzte den Hut auf. „Und bei alledem," sprach er lächelnd, „ist es doch gut, daß ich ihr den Korb gegeben habe. Wäre sie meine Frau geworden, so hätte sie, so oft ich in die Klasse gehe, einen Kuß oder wohl zwei verlangt, und ich wäre zu spät in die Stunde gekommen. Abschlagen hätte ich's ihr nicht können, denn ich streite nicht gern. Ihr Spinnenmund wäre mein Unglück gewesen. Es ist schon recht so. Der Herr hat Alles gut gemacht!" —

IV.

Lootsenerzählungen.

I.

Geschichte einer Bergung.

Das Gewitter hatte ausgetobt, das Meer schlummerte wieder. Es war Sonntag; kleine Nachen, mit grün-, roth-weißen Flaggen geschmückt, schaukelten sich auf den langen, trägen Wellen und schwammen weit in die See hinaus, bis die Sonne unterging und das Leuchtfeuer auf Helgoland immer heller am dunkler werdenden Himmel aufblitzte. Eines jener Fahrzeuge war mit festlich geputzten Menschen beinahe überfüllt. Es ging so tief im Wasser, daß man die Fluth mit der Hand erreichen konnte. Da die Luft warm war und ein linder Südwind die Wellen kräuselte, so zeigte sich mit Eintritt der Nacht das zauberhafte Phänomen des Meerleuchtens. Am Bug des Schiffes glänz-

ten die aufspritzenden Wogen, wie Diamanten im Dunkeln, wenn sie am Tage längere Zeit von der Sonne beschienen worden sind, und hinter dem fortgleitenden Fahrzeuge zog breit und leuchtend eine tiefe Furche, die nur langsam wieder zusammenlief und vom Andrange der Fluth überdeckt ward.

Nahe dem Steuer saß ein junges Mädchen, das sein ganzes Augenmerk auf dies bezaubernde Glitzern und Sprühen der See gerichtet hatte. Ein einfacher Kranz halb aufgeblühter Rosen, der zierlich um den Halbturban gewunden war, welcher ein Kennzeichen jeder echten Helgolanderin ist, bezeichnete das Mädchen als Braut. Ihr zur Seite saß der jugendliche Gatte in seiner einfachen, netten Lootsentracht, heiter, muthvoll, glücklich. Er sang vereint mit den Uebrigen alte Schifferlieder, während seine junge Braut mit einem Stäbchen den Namen des Geliebten, verstohlen lächelnd, in die Wellen zeichnete, und hocherfreut an dem unruhigen Funkeln der Wasser sich weidete, die bald längere, bald kürzere Zeit die erlöschende Liebesschrift mit sich fortrissen.

Es ist auf Helgoland Sitte, daß nach vollzogener Trauung Braut und Bräutigam sammt

allen Hochzeitgästen einen Spaziergang um die Insel, wie durch die breiteren Gäßchen des Ober- und Unterlandes, halten. Erlauben es Wind und Wetter, so besteigt die Gesellschaft wohl auch eine Sloop und segelt aufs Meer hinaus, soweit Lust und Stimmung die fröhlichen Menschen verlocken. Einem solchen Brautzuge begegnen wir in dem Fahrzeuge, das unsre Aufmerksamkeit fesselt. Schon nähert sich die segelnde Barke mehr und mehr der Insel; man hört das Toben der Brandung am Fuß des Eilandes, das in dunklen Umrissen vor den Segelnden aufsteigt. Zur Rechten zieht sich ein seltsam blendend weißer Streif längs dem Horizonte hin, in dem der Unerfahrene gefahrvolle Nebel erblicken würde. Es ist aber nur der eigenthümliche Schimmer der weißen Sanddüne, die, selbst bei düsterem Himmel, wie vom Mondlicht beschienen, aus den dunklen Fluthen aufsteigt. Der Steuermann wendete, das Vorland, von funkelnden Lichtern überstreut, darüber die helleren Punkte des Oberlandes, traten bestimmt aus dem Dämmern der Nacht hervor. Aus der Ferne hörte man ein dumpfes Rauschen. Die Schiffer achteten mit geschärfter Aufmerksamkeit auf das

unentschiedene Geräusch, bis sie sich überzeugt hatten, daß es ein von den ostfriesischen Inseln herüberkommendes Dampfboot sei.

Die Ankunft eines Dampfbootes auf Helgoland gehört unter die Ereignisse von Bedeutung. Mit ihm setzt nicht allein die Cultur ihren Fuß auf das abgelegene Eiland, es kehrt auch das Leben ein auf der öden Klippe, oder doch die Hoffnung desselben. Es gibt keinen Helgolander, der nicht mit der aufflatternden Flagge am Fallm sich erheitert fühlt. Alles drängt sich an die hölzerne Brustwehr bei der Treppe und sucht mit lichtem, freudefunkelndem Auge am Horizonte nach der heranschwimmenden Rauchsäule, um an ihr die Entfernung und die Dauer der Erwartung abzumessen, zu der jeder Insulaner von Natur schon verurtheilt ist.

Der Steuermann am Bord der Sloop war deshalb auch darauf bedacht, in möglichst kurzer Zeit anzulanden. Er setzte noch ein Segel auf und brachte das Fahrzeug so dicht an den Wind, daß es wie eine leichtbeschwingte Möve über die Wellen dahinglitt und mit dem herankeuchenden Koloß wenigstens zugleich in den Hafen einlief.

Am Strande gibt es in einem solchen Augenblick immer ein dichtes Gedränge. Alle Badegäste eilen an die Küste, um die ankommenden Fremden landen zu sehen; mancher erwartet Freunde, Jeder, wenigstens in der Einbildung, Briefe. Auch die frische Seeluft und das eigenthümliche, monotone und doch immer mit wunderbarem Reiz die Seele berührende Geräusch der Brandung lockt Viele in abendlicher Stille ans Ufer. —

Unter diesem Hin- und Herwogen Fremder und Einheimischer trieb sich auch der Brautzug so lange herum, bis das erste Boot vom Dampfschiffe herüberkam und neue Badegäste an die Insel setzte. Längeres Warten untersagte das eigene Bedürfniß, den alten Gewohnheiten treu, sich nur bei Gespräch, Gesang und Tanz im Innern des Hauses zu vergnügen. Man achtete daher auch nicht auf ein plötzlich entstehendes heftigeres Drängen und lautes Jauchzen, das vom Strande her die Zurückkehrenden verfolgte. Die helgolandische Jugend ist zu lebensmuthig und frisch, als daß sie nicht bei der geringfügigsten Veranlassung in ein freudiges Lärmen ausbrechen sollte.

Im Hause des Bräutigams war schon die Tafel geschmückt, die Schwestern der Braut hatten zum Rechten gesehen, und der Vater des Bräutigams, ein greiser, achtzigjähriger Lootse, der seine sämmtlichen Söhne bis auf die beiden jüngsten im Sturm verloren, überließ sich einer lauten Freude, da er jetzt doch Eins seiner Kinder als Pfleger seiner letzten Lebensjahre betrachten konnte. Nur der jüngste Sohn fehlte im frohen Kreise der Gäste. Er war schon vor mehreren Tagen nach Dänemark gesegelt und seither durch widrige Winde an der Rückkehr verhindert worden.

Eben wollten sich die Gäste zur Tafel setzen, als draußen ein auffallendes Lärmen und Rufen entstand, so verworren, das Niemand den Sinn der jauchzend ausgestoßenen Worte fassen, noch weniger die Ursache des wilden Getümmels errathen konnte. Da ließ sich die bekannte Stimme des Ausrufers hören. Alles lauschte gespannt den gedehnten Sätzen der helgolandischen Fama, und gerieth dann in eine so zügellose Freude, als wäre der Welt ein unbeschreibliches Glück widerfahren. Selbst der greise Vater des Bräutigams schritt rüstiger als gewöhnlich durchs Zimmer und setzte

mechanisch seinen bestäubten Südwester auf, den üblichen Lootsenhut, der, aus wachsgetränkter Leinwand bestehend, in seiner wunderlichen Form vortrefflich gegen Wind und Wetter schützt. —

Der Ausrufer hatte die für jeden Helgolander erfreuliche Nachricht gebracht, daß einige Meilen in die See hinein ein großes Handelsschiff bei voller Fluth gestrandet sei. Eine solche Kunde ist auf Helgoland immer eine gute Botschaft. Die lebhafte Einbildungskraft der Schiffer spiegelt jedem die schönsten Bilder vor; Reichthum und Ueppigkeit umgeben ihn, des Lebens Sorgen fliehen verstört; er kann hoffen, gewinnen, glücklich werden!

Augenblicklich war der Zweck der Versammlung vergessen, jeder Lootse griff nach seinem Hute und eilte fort, um schon nach wenigen Minuten in See zu gehen. Das hochzeitlich geschmückte Zimmer stand leer, die Speisen unberührt, der Bräutigam selbst war auf einige Minuten verschwunden, und als er zurückkam, zeigte er sich in jeder Hinsicht zu einem weiten Seezuge gerüstet. Da trat die Braut an ihn heran. Sie allein konnte diesmal die Freude der Uebrigen nicht theilen.

„Erich," redete sie den jungen Gatten an, „Du wirst doch heut nicht in See gehen? Sieh nur, Liebster, wie hübsch Deine Doris die Rosen kleiden, die Du so mühsam für den heutigen Tag mit eigener Hand gezogen hast! Diese Knospen kannst Du so frühzeitig nicht brechen. — Nein, gewiß, Erich, heut gehst Du nicht von mir; es ist Deine Pflicht und Schuldigkeit, heut bei mir zu bleiben, ich würde sonst an Deiner Liebe und Treue zweifeln und mich gar zu früh als Witwe beweinen." — Und Doris bemühte sich umsonst, das jungfräuliche Erröthen zu verbergen, das ihr feines Gesicht anmuthig überflog.

Erich war unschlüssig, Liebe zu seiner Braut und die trotzige Keckheit des Sohnes der Meere, die sichere Aussicht auf reiche Beute, die Lust, in Gefahren sich muthig zu erweisen, kämpften mit ungleichen Kräften in seiner Brust. „Ich muß, theure Doris," sprach der junge Mann. „Halte mich nicht, erschwere mir nicht den Abschied! Arm gehe ich, reich werde ich zurückkehren. Denke nur immer, daß ich für Dich das Wrack erklimme, für Dich mit den Elementen und den Menschen kämpfen werde."

„Und wenn Du unterliegst!“ klagte Doris. „O Gott, Erich, wenn Sturm und böse Menschen Deine Kräfte überwältigen — wenn Du nicht wiederkehrst!“ —

„Das sind düstere, unnöthige, schwermüthige Gedanken,“ versetzte Erich. „Wie magst Du nur so reden, Doris! Du, das heldenmüthigste, unerschrockenste Mädchen auf dem Lande! Hundertmal hast Du mich bei stürmischem Wetter in See gehen sehen und nie geklagt, warum bist Du heute so ängstlich, so verzagt, so mädchenhaft kindisch?“

„Nenne mich nicht kindisch, guter, bester Erich,“ erwiederte die junge Gattin des Lootsen. „Ich spreche nur für Dich und für Deinen alten Vater. Und weißt Du, Erich, vor sechs Wochen, als wir bei heller Sternennacht auf dem Sathorn (der südlichsten Spitze der Insel) saßen und von unserer nahen Hochzeit sprachen, da hast Du mir versprochen, am Hochzeitstage mich auch nicht eine Minute lang zu verlassen! Ja, ja, besinne Dich nur! — Das mußt Du halten, Erich; ich lasse Dich nicht los! Ein feierlich gegebenes Wort darf Niemand brechen, sonst bringt es ihm Unglück. O, ich weiß schon, Du bleibst! Die erste Bitte

schlägst Du Deiner Frau nicht ab. Gott behüte, das thust Du sicherlich nicht, da kenne ich Dich viel zu gut!" — Doris fiel dem Lootsen halb weinend, halb lachend um den Hals und umschlang ihn so fest, als wolle sie ihn ersticken. Erich schwieg und sah finster vor sich nieder. Seine Braut war in banger Erwartung zurückgetreten, das entscheidende Wort schwebte noch auf der festgeschlossenen Lippe ihres jungen Gatten.

„Der Vater soll entscheiden," rief jetzt fest entschlossen der Lootse. Doris schlug erfreut die Hände zusammen und sank mit einem so zärtlich flehenden Blick, wie er nur Liebenden eigen ist, vor dem Greise auf die Knie, daß die Entscheidung dem alten Mann nicht schwer werden konnte. Aber Matten war ein alter Seemann, ein Insulaner, ein Sohn Helgolands. Sein scharfes Auge wendete sich von der knieenden Braut nach dem geöffneten Fenster, durch das herein das Grollen der Brandung scholl. Auf der blitzenden Meeresfläche schwankten einzelne helle Lichter, Geschrei, Flüche, Gelächter drang vom Strande herauf. „Sie sind's, sie laufen schon aus, Gott verdamm' sie!" rief Erich

und deutete mit drohend geballter Faust nach den Funken auf dem Meere.

„Bleib', bleibe bei Deiner Doris!" bat abermals das knieende Mädchen, und mit beiden Armen umschlang sie die Kniee des Vaters, wie des Sohnes. Da rief der Greis, ergriffen von der alten Seemannsleidenschaft: „Schnell an Bord, Erich! und das Glück Deines alten Vaters mit Dir!"

„Lebe wohl, süße Doris!" sprach der Lootse, beugte sich über die hingesunkene Gattin, küßte ihr Stirn und Haar, und brach eine Rose aus ihrem jungfräulichen Kranze. Dann stürzte er hinaus in die sternenhelle Nacht. Als Doris sich wieder aufrichtete, erblickte sie nur ihren stämmigen Schwiegervater, der am Fenster stand und mit wunderbar belebtem Auge die glänzenden Funken verfolgte, die in immer größerer Anzahl auf die hohe See hinausschwankten.

„Vater, Du bist hart," sprach Doris, „es können Wochen vergehen, bevor Erich zurückkehrt."

„Mein Sohn ist ein Seemann," versetzte der Alte, „wolltest Du lieber einen bezahlten Schiffsknecht haben, als einen freien Lootsen?"

„Nein, nein, Vater! Ich liebe Helgoland und seine Sitten.“

„Nun dann sei ruhig. Gott wird ihn schützen, das Meer ihm dienen.“ —

Es war noch tiefe Nacht, als die kleine Bergungsflotte der Helgolander das gestrandete Schiff entdeckte. Die Sinne der Seemänner sind scharf, wie die der amerikanischen Wilden und anderer Naturmenschen. Die Brandung stürzte aber mit so furchtbarer Gewalt über das Fahrzeug hinweg, daß nur Muth und Geschicklichkeit allein die Gefahr, selbst zertrümmert zu werden, glücklich überwinden konnten. Ringsumher, so weit ein geübtes Seemannsauge reichte, waren schwarze Puncte zu erkennen, die zahllos immer näher herankamen. Es waren Lootsen von Cuxhaven, Husum, Tönningen, von allen der Küste nahegelegenen Fischerorten. Jeden trieb die Lust nach Beute auf das ungestüme Element hinaus, Habsucht, Kampfeslust, Mangel daheim, eine hungernde Familie und der mächtigste Abgott aller Menschen, die Sitte, hatten nicht minder ihr Theil daran.

Das Wort Bergung klingt dem Lootsen immer wie eine Einladung zum höchsten und gewissesten Glücksspiele, aber auch wie der Ruf in die Schlacht. Die strenge Moral kann gegen diese Sitte ohne Mühe ihre Verdammungsformeln schleudern, man wird ihr Recht geben und sie dennoch tadeln müssen. Denn es gibt Gewohnheiten im Leben, die durch ihr bloßes Vorhandensein schon eine weit sichrere moralische Basis haben, als das Gesetz, die für giltig geachtete Formel. Darunter gehört das Strandrecht. Was bei Ausübung desselben als Ausartung der menschlichen Leidenschaft verdammenswerth sein mag, das trifft nicht die Sitte, sondern ihre zeitweiligen Vertreter. Und hier darf der Menschenfreund wohl mit Recht wünschen, es möge lieber diese Sitte gänzlich abgeschafft, als die Greuel geduldet werden, die bei Bergung jedes Wracks vorkommen müssen, wenn nicht außerordentliche Glücksumstände dabei eintreten.

Das Handwerk der Bergung bringt es mit sich, daß jeder Lootse in seinem Nächsten einen Feind, einen Räuber erblickt. Dies allein schon reicht hin, oft jedes Band der Verwandtschaft zu lösen, jedes Freundschaftsrecht als nicht vorhanden

zu betrachten, so lange der Kampf um das herrenlos gewordene Gut dauert. Es gibt unter Bergenden einen blutigen Krieg auf Leben und Tod mitten im Frieden. In diesem Aufheben aller Menschenrechte, diesem völligen Freigeben aller niedrigen Leidenschaften, diesem Waltenlassen der bloßen rohen Gewalt, liegt allein die Immoralität des Strandrechtes.

Wir gehen zurück unter die Flotille der Helgolander. Erich hatte ein schnell segelndes Fahrzeug, er war Einer der Ersten im Brandungsstrich des Wracks. Die Dunkelheit ließ wenig erkennen; man sah nur die weißen Schaumsäulen an den Borden hinaufrasen, hörte dann und wann eine Planke krachen, ein Stück der Takellage in See stürzen. Von nah und fern Ruderschlag, wüstes Geschrei, Flüche und Drohungen. — Auf dem Wrack wimmerten die zurückgelassenen Hausthiere, dichte Schaaren von Möven schwärmten um den Rumpf des Schiffes und zerstreuten sich mit dem wunderlich klagenden Geschrei, das diesen Vögeln eigen ist, in der Luft, wenn einer der Lootsen ein Gewehr unter den Schwarm abfeuerte. — Mit Gewalt drangen jetzt die verschiedenen Parteien gegen

das Schiff vor. Es war Halbebbe, die Brandung weniger heftig, auf einzelnen Stellen leuchtete der weiße Sand der Watten. Erich mit Tauen, Axt und Messer bewaffnet, trieb sein Boot mit langen Ruderschlägen durch die zischenden Schaumberge. Alles wogte durch einander, Keiner konnte Freund und Feind unterscheiden. Die beinahe ganz gleiche Kleidung aller Lootsen trug noch mehr zu der immer ärger werdenden Verwirrung bei.

Erich hatte eben sein Boot mittelst eines Kabels befestigt, und wollte nun das Fallreep hinaufklettern, als ein paar dunkle Gestalten auf dem Deck sichtbar wurden und mit wildem Jubelruf ihren Triumpf den später Kommenden verkündigten. Voll Muth, seiner Kraft gewiß und dem Kampfe nie abgeneigt, erwiederte Erich das Siegesgeschrei, mit schnellem Sprunge die Schiffsleiter hinanrennend. Lautes Hohngelächter und einige pfeifende Axtschläge antworteten auf den Jubelruf des Unvorsichtigen, die Leiter schwankte und stürzte unter Erich's Füßen mit ihm hinab in die Brandung. Ueber ihn hinweg trug die nächste Woge ein Boot der Seinigen. Er stand unbeschädigt auf und drang, vereint mit einigen Befreundeten, aufs neue vor gegen die furcht=

bare Festung. Die kurze Versäumniß hatte indeß den Schauplatz schon bedeutend verändert. Mehrere der Bergenden waren durch die losgerissenen Planken in das Innere des Schiffes eingedrungen, rollten Tonnen, Kisten und Kasten durch die gewonnene Bresche, und empfingen nebenbei unter Fluchen und Gelächter neue Eindringlinge mit lebensgefährlichen Schlägen. In wenigen Minuten entspann sich im finstern Raume des Wracks ein vollständiges Gemetzel, dem die See durch das Geheul der Brandung accompagnirte. Erich kletterte an den Planken hinauf, sein Messer zwischen den Zähnen, mit der Axt sich festhaltend und emporschwingend. Schon war er an der Oeffnung angelangt, die ihm Gut in Menge versprach. Mit beiden Händen an eine Planke sich anklammernd, wollte er sich eben vollends hinaufschwingen, als von innen eine drohende Stimme ihm zurief: er möge von seinem Vorhaben abstehen! Der junge Helgolander aber verlachte die Warnung und gab die Drohungen zurück. Da glitzerte ein Beil in der ungewissen Dämmerung, zwei sicher geführte Schläge drangen ins Holz, das eigene heiße Blut überströmte den Unglücklichen und laut jammernd stürzte er kopfüber

in die Fluthen. Die Nächststehenden fingen den Verstümmelten auf, trugen ihn ins Boot und sorgten für ihn, so gut es Eile und Erbitterung, verbunden mit dem Durst nach Beute, erlaubten. Dann begann eine vollständige Schlacht. Das Bergungsgut ging von einer Hand in die andere über, bis der Anbruch des Morgens dem wilden Toben ein Ende machte. Mehrere der Helgolander setzten beim Aufgange der Sonne schon die Segel auf, um das Erbeutete sicher ans Land zu bringen, bevor die Habgier Fremder es ihnen abermals streitig zu machen suchte. In einer der schwerbeladenen Schaluppen lag bleich, mit Blut bespritzt, dem Tode fast nahe, der unglückliche Erich.

Doris hatte sich unterdeß in das Unvermeidliche gefügt und zeigte nach glücklicher Bekämpfung des ersten Schmerzes mehr Fassung, als im Anfange zu erwarten stand. Sie brachte zwar die Nacht schlaflos zu, doch wußte sie die Unruhe ihres Herzens dadurch niederzuhalten, daß sie ernstlich darüber nachdachte, wie sie den zurückkehrenden Gatten wohl am heitersten empfangen könnte.

Das Nachsinnen darüber gab ihr Ruhe und Munterkeit wieder, und ehe noch der Morgen recht ordentlich graute, war Doris schon in dem kleinen Hause auf das rührigste beschäftigt. Nur wenn sie an dem unberührten, tief in die Wand hineingeschobenen Brautlager vorüberging und den Kranz erblickte, den sie am Abend vorher darauf niedergelegt hatte, entschlüpfte ihrem Busen ein tiefer Seufzer.

Ihr Schwiegervater war sehr zufrieden mit diesem Benehmen seiner Tochter. Er zeigte sich freundlicher, leutseliger als gewöhnlich, und ward am Frühstückstische, der einfach aus hartem Schwarzbrot und einigen Anschovis, kleinen heringsartigen Fischen, bestand, sogar gesprächig.

„Es war eine schöne Nacht," sprach der Alte, „und unsere Lootsen können eine glückliche Ernte halten, wenn sie früh genug am Schaarhörns angekommen sind."

„Wäre nur nicht so viel Unglück dabei möglich!" versetzte Doris. „Ihr glaubt es nicht, Vater was ein armes Frauenherz bei einer Trennung, wie die gestrige, fühlt! Ihr Männer habt nur Sinn für den möglichen Gewinn und einen kühnen Kampf, nach dem, was wir dabei leiden, fragt ihr nicht.

Aber ich sage doch, es ist nicht Recht! Gott gebe, daß bald einmal eine Zeit kommt, in welcher dieses unselige, todesgefährliche Bergen gestrandeter Schiffe nicht mehr nothwendig sein wird!"

„Darüber wäre Vieles zu sagen, Kind," erwiederte Matten, „Gegründetes und Ungegründetes, Wahres und Falsches. Ein Lootse hat ein schweres, mühsames Leben, das sich ihm nur selten bezahlt macht. Da ist er denn von der Natur darauf angewiesen, das, was anderwärts das hungrige Beamtenvolk Sporteln nennt, sich mitten auf dem Meere trotzig und kühn zu erstreiten. Und glaube mir, liebe Tochter, was er im Sturm und Wetter dem wilden Elemente und oft noch wilderen Menschen abgewinnt, ist eben so segensreich und rechtlich verdient, als der Beichtgroschen, den manche Christen dem Pfarrer geben müssen. Solche Beichtgroschen sind auch nur geborgenes Gut von einer armen Menschenseele, die Schiffbruch erlitten hat am Glauben, weil sie ein unvorhergesehener Sturm gegen verborgene Klippen warf. Eine Menschenseele hat aber mehr Werth, als ein Schiff, und wäre es vom Kiel bis zu den Speigaten hinauf mit Goldstaub angefüllt! Dessen ungeachtet, liebes Kind,

wirst Du die Pfarrer auf dem Festlande doch alle Sonntage beten und ihre Zuhörer sogar ermahnen hören, recht oft im Beichtstuhle zu erscheinen. — Gut, sag' ich, es ist ihr Geschäft; irdisch oder himmlisch, man lasse sie dabei, aber für uns mache ich Anspruch auf eine gleiche Vergünstigung! Bittet der arme Lootse um Strandsegen, so hat er moralisch so viel Recht dazu, als der Pfarrer, wenn er von der Kanzel herab um öfteres Erscheinen am Beichtstuhle mahnt. Nimm Dir das aber nicht zu Herzen, Doris! Es ist nur so meine Meinung."

Matten sprach noch Mancherlei mit seiner jungen Schwiegertochter über Lootsenrechte und Schifferangelegenheiten, und wußte selbst schwer zu entschuldigende Gewohnheiten, vornehmlich Helgolands, mit kluger Umsicht zu vertheidigen. Hätte nur Doris mehr Aufmerksamkeit gezeigt! Das unruhige Weib fühlte sich aber nirgends behaglich und suchte deshalb durch gesteigerte Geschäftigkeit die quälende Unruhe so viel wie möglich zu besänftigen. Matten ließ sie gewähren und ging nach seiner Gewohnheit auf den Vorsprung des Fallm, um von dort herab Meer, Himmel und Segel zu beobachten. —

Doris eilte an den Strand, um für die Bedürfnisse ihrer kleinen Häuslichkeit Sorge zu tragen. Torfschiffe waren angekommen und luden ihre Vorräthe aus. Eine große Anzahl helgolandischer Mädchen und Frauen umringten die Schiffe mit Körben und Säcken. Die Hafenschiffer zogen die schwer beladenen Fahrzeuge an die Küste, und sahen dann, ihren Tabak kauend, müßig den emsigen Kommen und Gehen der arbeitsamen Frauen zu.

Dieses Müßiggehen der Lootsen am Lande, das sich wirklich als geregeltes Faullenzen darstellt, kann sie den Continentalen als arbeitsscheue Menschen erscheinen lassen und jeden Fremden gleichgiltig machen gegen die Armuth, welcher die Meisten, namentlich im Alter, ausgesetzt sind. Ein längerer Aufenthalt unter ihnen wird dagegen die anfängliche Strenge eines solchen Urtheils bald mildern. Ist nämlich der Lootse nicht auf dem Meere, dem eigentlichen Terrain für all' sein Thun und Wirken, so fehlt es ihm, wenigstens auf einer Insel wie Helgoland, an jeder Gelegenheit, sich mit etwas zu beschäftigen. Land- und Feldbau gibt es nicht, zu feineren Arbeiten fehlt ihm die leichte Hand, und was noch wichtiger, die Aussicht

des Vertriebes. So bleibt ihm zuletzt nichts übrig, als geduldiges Ausharren, ein Seufzer, vielleicht auch ein Fluch nach Sturm und Unglück Fremder zur See, damit er mit der Kraft seines Armes Andere retten, sich selbst aber und seiner Familie das Leben fristen könne. Das Land ist dem Lootsen nur die Stätte, wo er sich ausruht von seinen gefahrvollen Seezügen. Daher sein faules, herumschlenderndes Leben an der Küste, das mit phlegmatischer Gleichgiltigkeit auf die nie rastende Betriebsamkeit der Frauen herabsieht, denen alle Arbeiten am Lande allein überlassen bleiben. Die Geduld, die Ausdauer und Munterkeit der Helgolanderinnen bei ihren oft sehr schweren Beschäftigungen ist rührend und erscheint beinahe ehrwürdig. Die helgolandische Hausfrau schafft von früh bis an den Abend, verliert nie ihre muntere Laune, trägt die schwersten Lasten allein oder zu zwei, oft sogar zu vier die breite Treppe herauf, und wird doch nie dem müßigen Manne, der am Fallm lehnt und seine kurze Thonpfeife raucht, den geringsten Vorwurf machen über sein Müßiggehen. Denn sie weiß es, daß, rast der Sturm um die zerbröckelnde Klippe und ruft das Nothzeichen verschlagener Schif-

fer, der kühne Mann bei Tag und Nacht unerschrocken sich auf das stürmische Element hinauswagt, oft ohne selbst eines kärglichen Lohnes sicher zu sein. —

Während Doris mit andern Frauen und Mädchen den herkömmlichen Arbeiten sich unterzog, blitzten am Horizonte einzelne Segel auf. Die zurückgebliebenen Alten am Fallm holten ihre Fernröhre, knieten nieder, um einen sichern Halt zu haben, oder ließen sich auch von einem lockigen Enkel die weittragenden Dollonds halten, da Alter und langjährige Strapazen ihre Kräfte zu sehr geschwächt hatten und ihre Hände zitterten. Unter mehreren fremden Segeln erkannte man bald auch heimische Fahrzeuge. Die nächsten Stunden vergingen in ungeduldigem Harren. Endlich liefen einige Schaluppen in den Hafen, mit geborgenem Gut reichlichst beladen. Auf Helgoland gab dies Anlaß zu lautem, übermäßigem Jubel. Die kleinen Knaben, kaum neun bis zehn Jahr alt, schrien und jauchzten in wildem Uebermuthe in die blaue Luft hinein, nur um ihre Freude zu erkennen zu geben. Andere streiften sich die Beinkleider auf und patschten durch die sumpfigen, wallartigen Kreise, welche der vom

Meere ausgeworfene Seetang um die niedrigen Ufer des Unterlandes zieht, nach den Schiffen, schwangen sich an den Tauen an Bord und erfüllten abermals die Luft mit ihrem Freudenschrei.

Einer der Ersten unter den Ankommenden war Erich's Bruder, Franz. Im Begriff, nach „dem Lande" zurückzusteuern, hatte ihn die Kunde, ein Schiff sei gestrandet, augenblicklich in See getrieben, um wo möglich Theil zu nehmen an der Bergung. Das Glück war ihm außerordentlich günstig gewesen. Beinahe der erste am Wrack, brachten schnelles Zugreifen, Gewandtheit und trotziger Wille, einige Tonnen Oel und Wein in seine Gewalt, die Franz auch bei dem Andrängen neuer Bergungsgehilfen zu sichern verstanden hatte. Der junge Seemann, in seiner raschelnden Theerjacke zwar keineswegs reizend anzusehen, und außerdem noch von Schmuz und blutigen Striemen bedeckt, die ein ehrenvolles Zeichen seines Muthes waren, gab sich einer ausgelassenen Freude hin über diesen außerordentlichen Glückswurf. Kaum ans Land getreten, eilte er zu seinem alten Vater, um diesem die Freudenbotschaft selbst anzusagen. „Und nun, Doris" wandte sich der stürmische Jüngling zu der

Eintretenden, „rufe Deinen jungen Mann, meinen Bruder, daß er mir die Güter ans Land schaffen hilft. Armes Ding, Du siehst ordentlich noch blaß aus von zu heißem Küssen!"

„Erich? — lieber Franz — mein Gott, Erich ist draußen," stotterte, am ganzen Körper zitternd, die erschrockene Doris.

„Draußen? wo?" fragte Franz abermals.

„Mein Sohn," fiel Matten ein, „Erich ist ein eben so echter Helgolander, wie Du. Die Nachricht von dem gestrandeten Schiffe entzündete sein helgolandisches Blut. Er ist mit den Andern auf Bergung ausgegangen."

„Sahst Du ihn nicht? wirklich nicht?" rief Doris, und ihre Hände legten sich in ahnungsvollem Bangen gekreuzt auf den ängstlich wogenden Busen.

„Bei meiner Seligkeit, nein!" versetzte Franz und warf unruhig seinen Südwester auf den Tisch. „Das hätte er bleiben lassen können, der vorwitzige Narr. Hochzeit und Bergung? Bei allen Seehunden, die beiden Dinge passen nicht zusammen! Und warum ließt Ihr ihn gehen, Vater?"

„Weil ein armer Helgolander das Glück halten muß, wenn es ihn streift."

„Nun, das ist freilich auch wieder wahr," sprach Franz, „und hat er sich dazu gehalten, so kann er wohl ziemlich eben so viel als ich selbst mit fortnehmen. Es ward zwar etwas lebhaft, der Andrang groß — 's setzte Püffe — indeß, Erich ist ein kräftiger Bursche, er wird sich nicht haben kielholen lassen."

Doris war hinausgegangen und kehrte jetzt zurück, die Axt des Bruders in der Hand, mit trübem, strafendem Blick. „Was ist das?" sagte sie, furchtsam mit leisem Finger die von Blut geröthete Schneide des Instrumentes berührend. „Hast Du einen Seehund erschlagen, oder — Franz, Franz, Du erbleichst! Du wirst doch gegen Niemanden Deiner Nebenmenschen die tödtliche Axt geschwungen haben!"

Franz bemühte sich zu lächeln. Er nahm seiner jungen Schwägerin die Waffe mit sanfter Gewalt aus der Hand, indem er sagte: „Beruhige Dich, liebes Kind. Auf der See lebt man nicht immer so ruhig und friedlich, wie im Hause. Da kämpft oft Jeder für seinen Herd, für sein eigenes Leben, und wer nicht schlägt, wird geschlagen. Das Blut an dieser Axt, gute Doris, will ich ver-

antworten vor jedem Richter, also auch vor Dir. Ich habe Niemanden erschlagen, aber daß ein übermüthiger, hämischer Bursche heute nicht ein paar Finger weniger haben kann, das will ich gerade nicht bestreiten. Je nun, so können unsere jungen Haifische doch auch einmal Menschenfleisch kosten."

Während Doris ihrem Schwager noch einen vorwurfsvollen Blück für diesen unzeitigen Scherz zuwarf, entstand draußen ein wehklagendes Geschrei, das sich schnell dem Hause näherte. Matten sah hinaus; ein Trupp junger Männer, von Frauen, weinenden Mädchen und in wilder Zornesaufregung schreiender Buben umgeben, schritt langsam näher mit einer Tragbahre. Noch einige Secunden, und der greise Lootse brach, von Schmerzgefühl überwältigt, fast leblos zusammen. Sein Sohn Erich, todesmatt und von einem heftigen Fieber geschüttelt, konnte dem Vater nicht einmal die Hand reichen. Sein rechter Arm endigte sich nur noch in einem unförmlichen Stumpfe, verunstaltet durch das brennende Eisen, womit die zur Hilfe Bereiten dem Blutverlust Einhalt gethan. — Als die arme Doris ihren verstümmelten Gatten dem Tode so nahe erblickte, überwältigte der furchtbare Schreck

nicht, wie man hätte erwarten mögen, ihre Lebensgeister, vielmehr erreichte der Muth des Weibes, wie so oft in entscheidenden Augenblicken, seinen höchsten Grad. Sie ergriff den verstümmelten Arm und rief mit der Stimme eines entschlossenen Richters dem jetzt ebenfalls herantretenden Franz zu: „Kannst Du auch jetzt noch vor jedem Richter verantworten, was Du gethan hast? Unglücklicher, Du hast Deinen Bruder erschlagen!"

Ein banges, drückendes Schweigen ergriff bei dieser Beschuldigung die Umstehenden. Dem jungen voreiligen Helgolander schlotterten die Kniee, seine Zähne schlugen hörbar an einander. Die unselige That zu läugnen verboten ihm angestammte Redlichkeit, Reue und der augenblicklich in ihm heranreifende Entschluß, von Stund' an der treueste Beschützer und Vater des ganzen Hauses zu sein. Nicht Worte, nur Blicke, flehten den todesmatten Bruder um Verzeihung, die ihm der Versöhnliche mit sanftem Druck der Linken zusicherte.

„Doris, arme Doris," redete Franz jetzt seine Schwägerin an, „der tödtlich Verwundete hat mir vergeben, wirst Du mich nun noch fliehen als einen mit Bruderblut Befleckten? Ich habe Erich verstüm

melt, aber nicht erschlagen. Und, bei dem ewigen Licht der Sonne, es geschah inmitten des wildesten Gedränges, in tiefer, finsterer Nacht, unter dem stürmischen Andrange der empörten Wogen!"

Doris weinte. Die heißen Thränen linderten ihren Schmerz und machten ihr so tief verwundetes Gemüth jedem sanfteren Gefühle wieder zugänglich. Sie erwiederte den Händedruck des Jünglings und bemühte sich sogar, den niedergesunkenen Greis durch ein freundliches Wort wieder aufzurichten.

„Vertheidigt Ihr auch jetzt noch die unselige Bergung gestrandeter Schiffe?" fragte sie mit mildem Vorwurf.

„Armes Kind," versetzte der Greis und entblößte sein Haupt, „Du hast ein Recht, jammernd und anklagend zum Himmel aufzublicken, verdamme aber nicht in Deinem Schmerz die Segnungen, von denen Deine Vorfahren Jahrhunderte hindurch gelebt haben! Die Sitte ist mir heilig, ihre Mißbräuche bedaure ich, doch nie werde ich für Aufhebung eines Gebrauches stimmen, der uns stark, muthig und frei erhält. Ohne geborgenes Gut, liebe Tochter, müßten wir Fesseln tragen, und Fesseln schmerzen mehr als die tiefsten Wunden!"

„Doris schwieg. Franz sorgte mit brüderlicher Liebe für jede Bequemlichkeit des durch seinen Eifer Verstümmelten und hielt gewissenhaft sein Wort. Erich, von Natur stark, genas bald; seine Liebe zu Doris verschönerte sein Leben, das er, zum Seedienst unfähig, vielleicht mehr genoß, als hundert Andere. Nach einigen Jahren umspielten ihn heitere Kinder, denen er oft die Geschichte der unglücklichen Bergung erzählen mußte, wenn sie den handlosen Arm ihres Vaters neugierig betrachteten. Matten lebte auch noch ein paar Jahre, und als er starb, schärfte er noch mit lallender Zunge Kindern und Enkeln ein: „Stimmt nie für das Abschaffen der Bergung! Es ist ein altes Recht, ein ehrwürdiges — gut und sicher. Aber wenn eins Eurer Kinder gerade seine Hochzeit feiern sollte, und es strandete auch die ganze Handelsflotte Englands, so bleibt auf dem Lande und seid froh. Solche Trennung bringt kein Glück, aber die Bergung ist gut.“

II.

Selge Hörn. (Des Seligen Horn.)

In der Schenke „zum rothen Wasser" vergnügten sich die jungen Leute beim Tanz. Die Gesellschaft war überdies zahlreich, da Jedermann der Zutritt gestattet wird, und belästigende Formalitäten und Ceremonien die gesellige Heiterkeit nicht stören. Rings an den Wänden des niedrigen Zimmers auf roh gezimmerten Bänken saßen die schlanken Helgolanderinnen, die Haare von den kleidsamen Halbturbanen umwunden, nach alter Sitte im rothen nationalen Rock mit dem grünlich-gelben Saume und darüber die blendend weiße Schürze. Einen Unterschied der Stände kennt man auf Helgoland nicht; dort gilt, mindestens an Orten, wo jeder Eingeborne des kleinen Eilandes sich einzufinden

pflegt, der Arme noch eben so viel als der Reiche, und daher kommt es, daß bei den wöchentlich zwei Mal Statt findenden Tanzvergnügungen im „rothen Wasser" die wohlhabende Tochter des handeltreibenden Helgolanders ohne Anmaßung mit der neben ihr sitzenden des ärmsten Fischers freundlichst verkehrt. Diese Natürlichkeit im Umgange, die noch so ganz ungetrübt nur das Wohlwollen gegen den Nächsten vorherrschen läßt, weckt eine Traulichkeit, von der wir etwas wähligen Bewohner des Festlandes keine Vorstellung haben. Und dabei entwickelt die dortige Jugend so viel natürliche Grazie, einen so edlen Anstand, der frei von aller Geziertheit, ein reines Ergebniß ihres kecken Lebens auf dem Meere ist.

Mitten im Tanzzimmer standen dicht gedrängt die tanzlustigen Schiffer und Lootsen, selbst Knaben, der Schule noch nicht entwachsen, hatten sich eingefunden, um im glücklichen Falle mit den schönen Töchtern des Landes einen Helgolander zu wirbeln. Denn einen Tanz kann man jene auf Helgoland übliche Art sich zu drehen nicht füglich nennen. Die Paare umfassen sich, und wirbeln taktlos und doch nach einem gewissen Rhythmus in elastischen

Schwingungen stürmisch wild im Kreise herum. Wie immer, so prägt sich auch in diesem Tanze die Gesinnung der Nationalität aus. Er ist keck, gewagt, ungestüm, und doch nicht ohne Anmuth — ein treuer Abdruck des Helgolanders, — der in seinem Wesen eine imponirende Selbstständigkeit mit wohlanständiger Tournure ungezwungen zu verschmelzen weiß.

Das Orchester war etwas schlecht besetzt. Eine verstimmte Baßgeige, eine heisere Violine und eine fistulirende Klarinette bildeten das den Forderungen der Harmonie nicht ganz entsprechende Musikchor. Mit dieser Dürftigkeit des musikalischen Theils der Unterhaltung correspondirte gewissermaßen auch die Beleuchtung. Eine Art Kronleuchter schwebte von der Decke herab, vier dünne Talglichter an dürren grauen Holzärmchen über die zahlreiche Gesellschaft ausstreckend. Hin und wieder schimmerte auch an den Wänden ein Lichtstümpfchen. Diese Beleuchtung war bei dem verhältnißmäßig ziemlich geräumigen Locale nicht zureichend, um die in der That zahlreich vorhandenen Schönheiten in ein günstiges Licht zu stellen. Nichts desto weniger zeigte sich überall ein heiterer Frohsinn. Jeder Lootse bezahlte

seinen Tanz, nahm ein Mädchen in Arm und legte im Vorübergehen Hut oder Mütze auf's Orchester, was nach Beendigung jeder Tour immer einen kleinen Tumult verursachte, indem die Meisten unwillkürlich zu unrechtem Gut gelangten.

Zu den bereits Versammelten kamen immer noch Mehrere, das Zimmer war überfüllt, die neuen Ankömmlinge mußten bei dem Wirthe hinter dem Schenktische unterzukommen suchen. Nur die älteren Männer setzten sich zusammen in das kleinere Gastzimmer, das dem Tanzsaale gegenüber liegt. Die etwas vorlaute junge Brut, immer da, wo es etwas zu sehen oder zu hören gibt, trieb sich lärmend vor der Thür der Schenke herum, balgte sich zuweilen, neckte die später kommenden Mädchen und versuchte einen Schilling von ihnen zu erpressen, wenn sie unangefochten die Thür zum rothen Wasser erreichen wollten.

Während die Jüngern immer lebhafter und tumultuarischer im Tanzzimmer wurden, unterhielten sich die älteren Lootsen im Nebenzimmer bei einem Gläschen Portwein nach Seemannsart vom Wind und Wetter. Das letztere war schon seit einigen Tagen für Insulaner sehr ungünstig. Ein

dicker, schwerer Nebel lag auf dem Meere und machte jeden Ausflug unmöglich. Dabei pfiff der Wind stoßweise so unheimlich um die Klippe, daß selbst die unternehmendsten Fischer ihre Boote wieder ans Land zogen und mit erzwungener Geduld in ihre niedrigen Häuser zurückkehrten.

„Rede was Du willst, Hakers" versetzte auf die Darlegung eines alten Lootsen ein Anderer, dessen Körperbau eine ungemeine Muskelkraft verrieth. Sein Gesicht war durch eine schlecht oder gar nicht geheilte Hasenscharte entsetzlich verunstaltet und gab ihm, wenn er lachte oder durch ein lebhaftes Gespräch heftig aufgeregt wurde, ein wahrhaft satanisches Ansehen. Dabei trank er fortwährend Grog oder Portwein, und kaute Tabak, wodurch seine Stimme rauh und unverständlich klang. „Rede was Du willst, die alte Meerkatze macht doch einen krummen Buckel. Tausend Seehunde, Hakers, hast Du sie denn nicht schnurren und knurren hören den ganzen Tag? Und das Nebelgespinnst unten und oben — sapperment, ein blankeneser Krummschnabel will ich sein, wenn's nicht 'nen derben Ruck setzt!" Und der etwas derbe Seemann trank grinsend sein Spitzglas aus und

heftete die kleinen Augen prüfend wieder auf's Fenster, um das der Nebel gleich dichtem Rauche auf- und niederwogte.

„Du brauchst nicht so zu schimpfen, Jans," erwiederte der Alte, „ein Bischen Wind bei neblichter Luft könnte uns Arbeit und Gewinn bringen. Und der wäre zu gebrauchen, Gott weiß es!"

„Ja, der weiß nichts von Dir und mir," lachte der mit der Hasenscharte, „ich bitte Dich also, laß mich das Händefalten nicht sehen. Und was sollen wir denn anfangen mit dem Wetter? Tausend Seehunde, das ist ja ein Nebel, man könnte sich Hosen d'raus schneiden! Bei solchem Wetter geh' ich nicht in See, und wenn alle Krämerjollen Ostindiens auf die Klippen rennen."

„Wenn Du zu faul bist, Jans, so thun es Andere. Es gibt noch wackere Jungen genug auf dem Lande, die sich nicht scheuen vor fauler See und dicker Luft."

„Daß sie der Roche stäch', die Glattbacken! Den will ich sehen, der's dem wilden Jans zuvorthut; mit eigener Hand reiß' ich ihn aus der tobendsten Brandung, wenn ihn der Sturm packt, eh' er zurück in den Hafen kommt!"

Die Umsitzenden lachten, und Hakers bedeutete den Verwegenen, er solle nicht so gottlose Reden führen, Jans aber trieb es immer toller, trank ein Glas nach dem andern, und zuletzt ließen ihn die Uebrigen ungestört bramarbasiren und schimpfen, da er in dem Rufe stand, gern Händel anzufangen, und überhaupt Gerüchte über ihn gingen, bei denen ein unbescholtener Helgolander immer die Stirn runzelt. Dennoch war Jans ein wackerer Seemann; er hatte wiederholt sein Leben gewagt, um Andere zu retten, und that auch noch im Fall der Noth vielleicht mehr, als die ruhige Ueberlegung eines vorsichtigen Lootsen streng genommen gutheißen konnte.

Ein dumpfer, in der Luft verhallender Schall unterbrach das Gespräch der Männer, und ließ eben so schnell Spiel und Tanz aufhören. „Die See seufzt," sprach Hakers, „morgen wird's Sturm geben."

„Meerkätzchen ist falsch," sagte Jans, „'s hat Appetit nach einem Paar Landratten."

„Habt Ihr's gehört, das war ein Nothschuß!" rief einer der jüngeren Männer, die sich aus der Tanzstube drängten, den Alten zu.

„So!" versetzte Jans, „und Du hast Ohrenbrausen, Peter. Ich will Dir aber einen guten Rath geben, damit Du unterscheiden lernst. Theile Ohr und Auge, wenn Du mit Gretchen walzest, so stechen Dich meine Witze nicht."

„Ihr habt sie sicher einzustecken vergessen," erwiederte der junge Lootse, „lauf, Kleiner, da hast' nen Schilling, geh', sag's Jan's Frau, sie solle ihrem Mann seinen Witz nachschicken. Geschwind, sonst kann er sich nicht vertheidigen."

„Tausend Seehunde!" fuhr der mit der Hasenscharte auf und drohte dem Spötter mit der geballten Faust — da dröhnte es abermals dumpf wieder in der Luft, der Nebel schien zu zittern, die Knaben schrien laut auf vor Freude, Alles drängte aus der Schenke in's Freie.

„Gehst Du mit in See, Jans?" fragte jetzt ernst und entschieden der junge Lootse.

„Ein Nothschuß!" — „Ein Schiff in Gefahr!" — An den Strand!" riefen tumultuarisch eine Menge Stimmen durch einander. — Die Schüsse fielen ziemlich rasch in kurzen Zwischenräumen, ein Zeichen, daß die Verirrten eine drohende Gefahr fürchten mußten. Die Nacht war trotz des

Mondscheins abschreckend düster, ohne eigentlich finster zu sein. Alle Gegenstände verschwammen in ein ruhelos hin- und wiederzitterndes Grau, man konnte nicht sechs Schritte weit deutlich sehen, selbst das Licht auf dem Leuchtthurm schimmerte nur wie ein heller Kreis durch die dichten Wolken, und konnte vom Meer aus sehr leicht für den heraufsteigenden Mond gehalten werden.

Dieses Schwanken zwischen Nacht und Dämmerung mußte das Auslaufen der zur Rettung eilenden Lootsen außerordentlich erschweren, und schreckte auch wirklich die Meisten von dem Unternehmen ab. Jans schwur hoch und theuer, es sei vermessen, bei diesem Nebel in See zu gehen, denn er sehe es am Schwanken und Ziehen desselben, daß in sehr kurzer Zeit ein „heftiges Wehen" sich noch dazu gesellen werde. Indeß sprachen die wiederholten und immer schneller auf einander folgenden Nothschüsse bei Mehreren die Menschlichkeit an. Peter erklärte entschieden, er gehe in See, verunglücke er, so sterbe er in seinem Berufe. Bald sprangen noch zwei junge Männer ihm bei, es gab ein kurzes Abschiednehmen, das einigen Mädchen bittere Thränen kostete, und dann stießen die wackern

Männer mit ihrem festgebauten Boote kräftig in See. Nach wenig Augenblicken waren sie im Nebel verschwunden, man hörte nur ihren gleichmäßigen Ruderschlag und sah noch kurze Zeit die Lampe wie einen verhüllten Stern schimmern, die sie am aufgerichteten Mast befestigt hatten. Das Schiff mußte, dem Schalle der Nothschüsse zufolge, westlich vom Südhorne der Insel liegen. Dorthin richteten die Lootsen den Lauf ihres kleinen Fahrzeuges, während beinahe die ganze Tanzgesellschaft an der Westküste der Klippe in einzelnen Gruppen sich vertheilte, um von dort herab wo möglich Schiff und Lootsenboot nach und nach zu entdecken.

Die Nacht war unheimlich bis zum Grausenhaften. Am Fuße der Klippe hörte man die wachsende Fluth brüllen, rings auf dem öden Felsen blökten eintönig, ängstlich, die einsam angepflöckten Schaafe durch den Nebel. Die Möven klagten wehmüthig und schossen so dicht am Rande des Felsens hin, daß ihr schneeweißes Gefieder auf dem schwarzen Nebelgrunde wie ein plötzlich entstehender Lichtfunken erglänzte. Aus weiter Ferne glaubte die Erwartung der Lauschenden rufende Stimmen

zu hören, obwohl in Wahrheit nur die Schüsse vernehmbar waren.

Nach einiger Zeit setzte der Wind aus Südwest nach West um, in der Luft zeigte sich eine merkliche Bewegung, das Meer begann zu stöhnen und gipfelte über den verborgenen Klippen in emporstrudelndem Schaum. „Sie kriegen doch 'nen Hieb weg," sprach Jans, „wenn nur der Nebel zuvor aufflackerte, sonst treiben sie auf Möhrmersgatt zu, ehe sie die See klammern. Tausend Seehunde, da oben wirbelt's schon, wie im Trichter!"

Ueber dem Leuchtthurm rollten die Nebel in dunklen Ballen, so daß secundenlang das Licht der Laterne im hellen Glanze erschien, dann dämmerte es wieder wie zuvor unheimlich durch die Dünste. Hakers schlug in Uebereinstimmung mit einigen andern erfahrenen Lootsen vor, dicht am Absturz der Klippe Feuer anzuzünden. „Die Flammen verscheuchen die Nebel," sprach er, „und wenn die Gefährdeten nur einen Feuerschein entdecken, so können sie den Cours schon eher darnach nehmen."

„Ja," erwiederte der mit der Hasenscharte, „wenn der Wind stetig und steif blieb, aber sieh

'mal da nach Hamilton Point! Das sind Zeichen von einem rasenden Windstoße."

Alle Lootsen richteten ihre Blicke nach dem angegebenen Punkte. Die Nebel stürzten in Masse über die Klippe ins Meer, der Leuchtthurm goß sein magisches Licht über die Insel und das noch düstere Meer, aber am Himmel blinkten hell die Sterne, und der Mond, von eilenden Wolken überflogen, wankte am dunklen Horizonte. Bald darauf heulte es in den Klüften, der Wind stieß von unten herauf mit so furchtbarer Gewalt, daß seinem Andrange dicht am Felsen Niemand widerstehen konnte.

„Da, da!" riefen ein paar Mädchen, deren Viele mitgegangen waren, und deuteten auf die Fluth. Ein heller Stern hüpfte über die Wogen und verschwand bald in der Tiefe, bald erschien er wieder in bedeutender Höhe, als sei er in die Luft geschleudert worden.

„Es ist Peter mit Andres und Bork," sprach Hakers. „Sie haben ein schwer Stück Arbeit. Aber wo ins Sturmes Namen mag das Schiff herumtreiben! Sieht Niemand ein Fahrzeug?"

„Tausend Seehunde!“ fluchte Jans, „ich will gleich mit einem Wallfische Billard spielen, wenn ich 'nen Fetzen von Segel fliegen sehe.“

Es trat eine ängstliche Pause ein. Man hatte Feuer angezündet und nährte die hochauflodernde Flamme mit Stücken einer Theertonne, daß die Felszacken, von Natur schon roth, noch röther erglühten, und der Wiederschein im hochgehenden Meere sich spiegelte. Eine Zeit lang konnten die Harrenden, gewohnt, in jedem Wetter weiter als Andere in die Ferne zu sehen, das Boot der Lootsen in dem gaukelnden Lichte verfolgen; auch die Schüsse wurden noch immer fortgesetzt, ein Zeichen, daß die Schiffer dringend Hilfe wünschten. Endlich verschwand das Licht im Boote auf längere Zeit. „Es muß eine Nebelschicht übers Meer streifen,“ meinte Hakers. Jans aber schüttelte den Kopf, legte sich auf den Bauch und kroch, so gegen den Sturm geschützt, auf die äusserste Klippe hinaus, um schärfer das Meer beobachten zu können. Als er wieder zurückkam, sagte er hohl in sich hineinlachend: „'s wird Arbeit geben, Jungens. Peter muß scheitern.“ —

Die Männer traten einen Schritt zurück, die anwesenden Frauen und Mädchen stießen einstimmig einen Angstschrei aus. Sie kannten die Gefahr und wußten wohl, daß an der Küste Helgolands scheitern, unrettbar zu Grunde gehen heißt. Eins der Mädchen trat mit erkünsteltem Gleichmuthe zu den Lootsen. „Könnt Ihr sie retten?" fragte es mit zitternder Stimme. „O, versäumt nichts! Strengt all' Eure Kräfte an, um die kühnen, aber unglücklichen Jünglinge zu retten! Wir Mädchen wollen Euch unterstützen, so gut wir können. Nicht wahr, das wollen wir?" —

Die letzten Worte richtete Marie an die Gruppe der Helgolanderinnen, die ängstlich lauschend die Mienen der Männer beobachteten. Sie selbst war, ohne es zu wissen, vor Jans auf die Kniee gesunken und glich jetzt, da der brausende Wind ihr den Turban entführt und die lose gegeschlungenen Flechten aufgelöst hatte, einer schönen Büßenden, die mit liebevollem Blicke um Gnade fleht.

„Tausend Seehunde," fuhr der Lootse halb scherzhaft das schöne Mädchen an, „was sind das für unnütze Reden! Sind wir denn wilde Heiden,

daß Ihr junges Blut unsere Barmherzigkeit erst durch Thränen und Händeringen flüssig machen müßt? Beim Grundhai, wenn Dein Peter zu retten ist, so soll er nicht umkommen! Hab' ich's doch selber geschworen, ihm beizuspringen, und was der häßliche Jans einmal verspricht, das hält er auch, trotz dem, daß er verschrieen ist als ein unbändiger Gesell, an dessen Händen Blut kleben soll. Heda, Mädel, steh' auf, und nun fort aus dem Wege! Ihr aber, Jungens!" rief er einem Paar Nebenstehenden zu, „lauft rasch nach Hause und kommt gleich wieder mit Tauen, eisernen Rammen und haltbaren Pfosten. Nur vergeßt mir die Aexte nicht!"

Seeleute sind gewohnt, schnell und blindlings zu gehorchen, da der geringste Verzug unsagbares Unglück herbeiführen kann. Aus diesem Grunde fand Jans Befehl bereitwillige Vollstrecker, so wenig er im Allgemeinen gern gelitten war. Seine Entschiedenheit imponirte und rasches Handeln that Noth, wenn überhaupt noch irgend eine Möglichkeit vorhanden war, zu retten. Die See, vom Sturme aufgewühlt, stieß Töne aus, die dem blutgierigen Brüllen gereizter Bestien glichen, wenn der Hun=

ger sie quält. So weit das Auge in der Dunkelheit sehen konnte, zeigte sich eine rollende Fläche schneeweißer Hügel, die oft zu senkrechten Wänden emporsteilten und dann zerspringend mastenhoch ihren silberweißen zischenden Gischt gen Himmel schleuderten. Auf einer dieser gegen die Insel herandonnernden Wasserlawine flimmerte zuweilen die Lampe des Lootsenkahnes, der mit unwiderstehlicher Gewalt vom Sturme und dem Strome der Brandung ergriffen, gegen die zerklüfteten, gigantischen Felsenwände Helgolands getrieben ward. Am Fuße der Insel konnte man bei dem Scheine des Leuchtthurmes und dem unstät wirbelnden Auflodern des angezündeten Feuers deutlich die einzelnen Klippen erkennen, von silbernem Meeresschaum umstrudelt, der von größeren Wogen nicht selten noch über sie hinweggepeitscht wurde und dann in hundertarmigen Wasserbüscheln gleich lodernden Flammen an dem festeren Gestein der Insel selbst hinaufraste.

Die Lootsen schwankten, geschickt gegen die Windstöße balancirend, dicht an der Klippe hin, um einen Platz zu gewinnen, von dem aus ihr Rettungsapparat am glücklichsten gehandhabt wer-

den konnte. Das Boot der Lootsen trieb immer schneller gegen die Insel; der Richtung zufolge, in der die Brandung gegen den Felsen schlug, mußte es in der Gegend scheitern, wo jetzt das Bellevue steht. Dorthin lavirte das ganze Lootsenchor, sich gegenseitig durch Taue haltend und dem Sturme trotzend. Die angezündeten Fackeln warfen ein grelles Licht auf die wilde Gruppe, und erhöhten noch das furchtbare Schauspiel der empörten Elemente, zu denen das unaufhörliche Klagen der Möven, die scheu und ängstlich um die Flammen kreisten, eine passende Musik war.

Unweit des Bellevue sprang die Klippe in einer schmalen Abdachung sehr weit ins Meer vor und senkte sich dann lothrecht in die Tiefe. Dies war der Punkt, von dem aus am sichersten eine Rettung der Scheiternden möglich ward. Die ganze Länge der Insel vom Nord= zum Südhorn konnte man von jener schwindelnden Klippe aus übersehen, und bei den zahlreich angezündeten Feuern auch jede niedriger gelegene Klippe ohne Mühe erkennen. Da sich der Nebel durch den Sturm fast gänzlich zerstreut hatte, so entdeckten die geübtesten Lootsen jetzt auch eine Galeasse, die

mit ungeheurer Anstrengung gegen die Wellen kämpfte, und mit völlig gerefften Segeln dennoch vom Sturme gejagt auf die Insel zutrieb.

„Die Galeasse fährt in des Teufels Rachen, wenn nicht ein Wunder geschieht," sprach Jans und trieb mit gewaltigen Axtschlägen eiserne Rammen in den felsigen Boden, daß ringsumher die Klippe zitterte.

„Du hast doch die Loose vermieden?" fragte besorgt Hakers und legte sich platt auf die Erde, um vor jeder Täuschung sicher zu sein.

„Unsinn!" versetzte Jans mit abschreckendem heisern Lachen, „denkst Du, ich habe so großes Verlangen, mit den Nixen mich herumzulangweilen? Tausend Seehunde, zuvor will ich noch ein Oxthoft Portwein saufen, und zwar mit eigener Hand geborgenen. Zum Ersaufen im Salzwasser ist's immer zu zeitig. Doch gebt Acht, Jungens, unsere drei Abenteurer fliegen da auf den Schneebergen heran, als machte ihnen dieses Schaukeln ein absonderliches Vergnügen."

Die Lootsen traten so nahe, als es der Sturm erlaubte, an den Absturz der Klippe, schwangen die Fackeln, riefen in langzitternden hohen Tönen

den Schiffern zu und gaben ihnen dadurch zu erkennen, daß man sie erblickt habe. Jans sah, platt auf die Erde gelegt, in die tosende Brandung hinab, den Kabel in der Hand, um ihn den drei Jünglingen zuzuschleudern, im Fall sie glücklich genug sein sollten, im Aufwogen der Brandung eine der Klippen zu erreichen.

„Satweg, satweg!“ (südlich) rief mit vorgehaltener Hand Hakers hinunter.

„Auf die Kirche!“ „Nach Modrikstak!“ „Zum Thurm!“ „Speathörn, Speathörn!“ schrieen zwanzig Stimmen noch lauter als das Heulen des Sturmwindes in den Abgrund. Die Schiffenden suchten die Weisung, so gut ihre Lage es erlaubte, zu benutzen. Scheinbar unthätig überließen sie sich ganz dem Zuge der langen, hohen Wogen. Peter, der am Steuer saß, richtete das Boot hart auf die am öftersten durch den Schaum der Brandung schimmernde Klippe. „Bork, Andres!“ befahl er seinen Gefährten, „laßt das Boot schräg auf die „Kanzel“ rennen, und klammert Euch wie Tiger fest in das Erdreich. Die Brandung spült den zertrümmerten Kahn gleich wieder zurück in See.“

Ein stummes Nicken bezeichnete die Zustimmung seiner Gefährten. Eine haushohe Welle hob den Kahn in kühnen Bergen über die gefährlicheren niedrigen Klippen, ein furchtbarer Stoß zerbrach ihn, das gefährliche Manövre gelang vollständig. Die Lootsen waren augenblicklich gerettet, schwebten aber jetzt in nicht minder großer Gefahr, von den nächsten Wellen entweder hinweggeschwemmt oder durch das Heranstürzen der losgerissenen, oft centnerschweren Felsstücke zerquetscht zu werden. Eine Zeit lang hingen sie, wie Möven, zusammengekrümmt auf der abschüssigen Klippe, von Schaum überdeckt und von Seetang abenteuerlich umkränzt, gleich Opferthieren, die man zum Tode führen will. Indeß verließ die glücklich Gestrandeten ihre Geistesgegenwart keine Minute. Sie erwiederten mit lautem Rufen das Halloh und Hurrah ihrer Landsleute, und sahen nun schon den rettenden Kabel über die Klippe herabrollen. Nach einigen vergeblichen Anstrengungen, das Tau zu erhaschen, kam es endlich mit lebensgefährlichem Wagen in ihre Hände. Jubelnd glitt nun ein zweites und drittes an der dünnen Brücke herab, dem ebenso viele gewichtige Stöcke folgten. Mit gewandter Hand

schlängen sich die Jünglinge in künstlicher Verschürzung die Taue um Leib und Brust, Jeder ergriff einen der Stöcke und ward so, vom Sturme oft wie ein Kreisel hin und her geschüttelt, glücklich auf die Insel heraufgewunden.

Ein allgemeiner Ruf der Freude empfing die Ermatteten, Halbtodten. Marie gebehrdete sich wie närrisch. Sie kniete neben Peter nieder, legte seinen Kopf an ihren Busen, weinte, lachte, sprang auf, betete und bedeckte den Geliebten dann wieder mit den heißesten Küssen.

„Jetzt fort!“ sprach Hakers, „greift zu, Jungens und reißt die Rammen wieder aus, denn die Mannschaft dieses unglücklichen Schiffes ist nicht zu retten. Es treibt gerade auf die Insel zu und muß untergehen mit Mann und Maus.“

„Noch nicht!“ rief Jans. „Tausend Seehunde, denkt Ihr denn, wenn ich einmal ans Retten Hand lege, ich werde mich mit drei Helgolandern begnügen? Noch ein Paar Rammen her und frisch zu sie immer eingekeilt in die Felsspalten. Heut' Nacht trägt uns die Klippe noch allesammt. Ich aber bleibe hier liegen, schreie meine

Befehle den Schiffern zu, so gut es gehen mag, und kann es nicht steuern, wie ich rathe, so ist es doch immer möglich, daß beim Scheitern Einer oder der Andere am Leben bleibt. Tausend Seehunde, und die will ich heraufwiegen, als wären's ein Paar Ballen Zucker!"

Mehrere der Lootsen riethen von diesem Vorhaben ab, die Unwahrscheinlichkeit der projectirten Rettung ihm vorstellend. „Wirthschafte nur wenigstens nicht wie ein Toller auf dem Horne herum," sprach Hakers. „Du weißt, unsere Insel hat auch ihre heimtückischen Launen. Vorm Jahre erst brach nahe am Trichter eine ganze Wand zusammen, auf der Tages zuvor noch ein lustiges Brautpaar mit einander gescherzt hatte. Sieh her! die Loose sind weit und tief. Dieses Einschlagen von Keilen erschüttert den trügerischen Fels, und wenn der Brocken inwendig hohl sein sollte, so könnte das ein gräßliches Unglück geben."

Jans aber hörte nicht auf die Vorstellungen der Umstehenden. Wie bei Allem, was er trieb, thätig und ganz dafür eingenommen, hatte er auch jetzt nur Sinn für das heranschwimmende Schiff. Er traute sich etwas zu; denn noch immer waren

ihm auch die schwierigsten Unternehmungen dieser Art geglückt, mochten sie nun zur Rettung oder zum Verderben Andrer von ihm vorgeschlagen worden sein. Vielleicht war es auch der Kitzel nach Ruhmsucht oder Aussicht auf möglichen Gewinn, wenn ihm das unerhörte Wagstück gelang.

„Schiff ahoi!" rief er mit Donnerstimme von der Klippe hinab. „Halt Backbord, hart an Backbord! Immer Nord bei Nordost!" Dann zu den Helgolandern gewandt: „Keilt die Taue fest, denn ohne Knax kommt die Donna doch nicht fort. 'S ist ein Spaniole, tausend Seehunde, ein gewürzduftender Spaniole!" Und der kolossale Lootse sprang jauchzend auf, tanzte, sang und lärmte auf dem Felsen herum, als hätte er schon tausend Dublonen in der Tasche.

Mittlerweile wendete sich der Wind um ein Weniges nach Süden. „Immer härter Nord bei Nordost!" schrie abermals Jans von der in blutrothem Wiederschein der Fackeln schimmernden Klippe. Dennoch war die Gewalt der Wogen zu mächtig, das Schiff gehorchte dem Steuer nicht, es trieb immer mehr auf die Insel zu. Die Helgolander

standen sprachlos, ohnmächtig in ihrem Drange zu retten, und starrten in die weiße Fluth hinab, die nach wenigen Minuten das Fahrzeug rettungslos verschlingen mußte. Noch einmal dröhnte dumpf durch das Geheul des Windes und der Wellen ein Schuß, wie der letzte Angstruf der Verzweiflung; die Möven klagten und umflatterten in zahllosen Schaaren die Galeasse, als wollten sie der Mannschaft Trost zusprechen bei dem gewissen Untergange. Da sprang Jans wieder an den äußersten Rand der schmalen Felswand. „Noch drei Keile in den Boden!" befahl er, „und Taue darunter geschlungen, rasch! Mir die Enden! Ihr schwingt die Fackeln, ich rufe und schleudere die Taue hinunter. Wer dann geschickt zu scheitern versteht, der kann noch wie eine Meerkatze zu uns heraufkriechen."

Jans Anordnungen wurden abermals befolgt, aber während die Keile den felsigen Boden durchbohrten und die geschwungenen Fackeln ein wüstes, grelles Licht weit umher verbreiteten, scholl von unten herauf, wie aus dem Schooße der Erde ein dumpfes Krachen. Instinctmäßig sprangen Alle mehrere Schritte zurück, der alte Hakers schrie mit verzweifeltem Rufe: „Jans, rette Dich!" Aber die Mah=

nung kam zu spät. Die ganze Klippe, schon längst morsch und nur locker noch mit dem Rumpfe der Insel zusammenhängend, trennte sich, durch die wiederholten Schläge der eingerammten Keile erschüttert, mit einem Male krachend von dem übrigen Felsen. Jans sprang zwar auf, aber schon neigte der Fels sich zum Sturze und riß den Lootsen hilflos mit sich in die Tiefe hinab. Eine Zeit lang sah man nichts, als einen Dunst von röthlichem Staub, von unten herauf brüllte die See, daß alle Anwesende ein namenloses Grauen ergriff, die Fluth schäumte berghoch auf und schleuderte, vom Druck der ungeheuren Felsmasse erfaßt, Woge auf Woge zurück ins offene Meer. — Dieses Ereigniß rettete die Galeasse. Die rückwärts rollende Brandung gab dem Schiffe eine andere Wendung und brachte es aus dem Bereiche der Klippen. Schnell setzte der Kauffahrer ein Paar Segel auf, da der Sturm etwas nachgelassen hatte, und zog, obwohl in seinem ganzen Bau erzitternd, stolz an Helgoland vorüber.

„Armer Jans," sprach Hakers nach der ersten Bestürzung, „Dir ist nicht mehr zu helfen. Dein Andenken soll aber nicht vergessen werden. Kinder und Kindeskinder sollen sich Deiner erinnern und

Deines Muthes. Fortan heiße diese Klippe Selge Hörn."

Alle Helgolander bestätigten die Klippentaufe, und wenn ein Fremder sich um die Insel fahren läßt und die zerborstenen Felszacken auf sich herabdrohen sieht, so legt der Lootse sein Ruder in den Nachen, deutet nach der steilen Klippe und spricht: „Dat is Selge Hörn," zu deutsch: „des Seligen Horn."

III.

Die Jagd nach dem Bräutigam.

„Warum so trüb, Katharina?" sprach theilnehmend ein junger Fischer zu seiner Schwester, die vor der Thür des kleinen Häuschens auf einem Steine niedergekauert war und mit von Thränen verschleiertem Auge nach der See hinausblickte, die im Morgenroth wie ein Purpurmantel sanft auf- und niederwogte. Zu ihren Füßen lagen zerrissene Netze, die der Ausbesserung warteten, auch hatte ihr ein kleiner klaräugiger Junge schon wiederholt einige Makrelen geben wollen, ohne von dem Mädchen gehört oder beachtet zu werden.

„Immer zu Claus, versetzt ihr eins," nahm dieser jetzt das Wort. „Katharina wird alle Tage stolzer, seit sie mit dem Fremden in der Kartoffel-

allee herumläuft, und jetzt will sie nicht einmal die hübschen Makrelen annehmen, die ich doch selber auf meinem ersten Fischzuge gefangen habe. Und ich meint' es recht schön angedreht zu haben, um ein freundliches Gesicht dafür zu kriegen."

„Ach ja!" seufzte das Mädchen, nahm den Knaben die Makrelen mit dankendem Kopfnicken ab und legte sie auf das zerrissene Netz. Dann schlug sie die Hände wie gefaltet über die Stirn und fing laut an zu schluchzen.

„Höre, Schwester," sprach der junge Fischer, „ich gehe nicht in See, bis Du mir Deinen Kummer anvertraut hast. Ich müßte mich ja vor mir selbst schämen, wenn ich nur das Geringste versäumte, was meiner Schwester nützlich sein könnte. Bist Du krank? Nicht? Hat Dir gestern Abend beim Tanz Jemand etwas zu Leide gethan? Auch nicht? Nun dann weinst Du gewiß, weil Du verliebt bist und Dein Auserwählter mit einem andern Mädchen gescherzt hat!"

„Ach nein, lieber Bruder," wehklagte das arme Mädchen, „es ist viel schlimmer, — so entsetzlich, daß ich wollte, ein furchtbarer Orkan stürzte

mich von Hamilton's Point hinunter in die See! Ich Unglückliche, Verlassene!"

„Fluth und Sturm!" sprach der Fischer und runzelte bedenklich die Stirn, „das klingt ja fast, als habe sich etwas ganz Außerordentliches, Unheilvolles zugetragen." — Er schwieg und fixirte mit forschendem Auge seine Schwester. Katharina senkte die weißen, durchsichtigen Augenlider, an den langen braunseidenen Wimpern zitterten einzelne Thränenperlen, die jetzt beim Aufblitzen der Sonne in farbigem Spiel erglänzten. Nur verstohlen wagte sie zuweilen ihre Blicke nach dem Meere zu richten, wobei sie tiefe Seufzer ausstieß. Claus, umsichtig und nicht leicht zu hintergehen, wie selten ein tüchtiger Seemann, beobachtete scharf die Bewegungen seiner Schwester, ohne sie durch neue Fragen zu stören. Er folgte ihren Blicken und sah jetzt ebenfalls nach dem Meere, das in jenem zauberhaften Farbenspiel vom Horizont her gegen die Insel heranzuwogen schien, an dem sich das Auge immer von neuem mit gleichem Entzücken labt. Mehrere leichte helgolander Fischerboote wippten über die fast ruhige Meeresfläche, die Segel bald blutroth aufflammend wie magische Feuerzeichen, bald in hellem

Silberweiß glänzend, daß sich das Auge von dem plötzlichen Licht beinahe geblendet fühlte. Auf der offenen See lavirte eine schlank gebaute Snigge gegen den Südwind, ein Fahrzeug mit zwei Masten ohne Stangen. Die Snigge hatte alle Segel aufgesetzt, schien aber nicht von der Stelle zu kommen.

„Nun,“ sagte Claus, „der Andersen hat auch einen schlechten Wind, alles Luf, daß die Backbord-Redling mit dem Schaume spielt. Wenn der Wind stetig wird, so braucht er vier bis fünf Tage bis Husum.“

„Ach ja!“ seufzte Katharina und folgte mit ihren verweinten Augen so sehnsüchtig dem fremden Segel, als wolle sie es zurückhalten.

„Ein hübscher Mann, der Andersen, schade um ihn,“ sagte Claus und biß ein Stückchen Taback zum Frühstück ab, den Rest sorgfältig in der blechernen Büchse, die jeder Seemann bei sich führt, wieder verschließend.

„Schade?“ wiederholte die Schwester und sah ihren Bruder von der Seite ängstlich und doch auch schelmisch an.

„Nun ja, ich meine, das Land würde nichts verlieren, wenn es einen so braven Burschen, wie den Andersen, zu seinen Bewohnern zählen könnte.„

„Ach ja!" seufzte abermals Katharina und trocknete sich mit der Schürze die Thränen ab, die sich in den Grübchen ihrer Wangen, wie Perlen in der Muschel, festsetzten.

„Bist Du ihm gut?" fragte der Bruder. „Mir sollt' es lieb sein, Andersen wird nur nicht zu uns aufs Land ziehen wollen. Du weißt aber, Katharina, daß es heiliges, strenges Gesetz ist bei uns, keinen Fremden zu bevorzugen, wenn er nicht ernsthafte Absichten mit seinen Anträgen verbindet. Also" —

„Bruder, lieber, guter Bruder," fiel ihm Katharina ins Wort und schlang ihre weichen Arme um den Hals des jungen Mannes. „Vergib mir, schicke mich fort, stürze mich in die See — ich kann nicht anders."

„Mädel, was gibt's? Hast Du Dich mit Andersen versprochen?" Katharina nickte weinend mit dem Kopfe. „Und er will Dich heirathen?" Die Schwester schluchzte und verneinte. „Warum

nicht? Der Schuft!" examinirte der Bruder weiter.

„Weil — —" — „Weil? Heraus mit der Sprache!" — „Weil er nicht darf," sagte Katharina. — „Nicht darf! Fluth und Sturm, will ein Mann sein und darf nicht! Wart', Bursche, wenn ich Dich wiedersehe, will ich Dir Dein leckes Gewissen kalfatern, daß es halten soll bis zum jüngsten Tage! — Verdammter, glatter Seehund! Hat sich der Kerl eine Jacke vom feinsten Tuch angezogen, einen prächtigen Sonntagshut aufgesetzt, um unsern ehrlichen Mädchen zu gefallen, und nun 's ihm gelungen ist, eins zu fangen, lichtet der Schleichhändler im Morgennebel die Anker und geht ins Weite! Aber komm mir nur wieder vor die Augen, so sollst Du einen Stachelrochen in mir finden, bei dem Dir nicht wohl sein wird! — Still, Käthchen, vergiß den Laffen; es gibt noch viele tüchtige Bursche auf dem Lande."

Katharina aber schüttelte fortwährend ihren Kopf, daß die schönen braunen Flechten unter dem Halbturban sich auflösten und über die Schultern herabfielen. Sie weinte, ergriff des Bruders Hände und betheuerte wiederholt, sie werde und könne

den Fremden nimmer vergessen, und ein ehrlicher Helgolander werde sie künftig gar nicht mehr ansehen.

Nach dieser Aeußerung genügten wenige Fragen des bestürzten und auch entrüsteten Bruders, um die allerdings mißliche Lage seiner Schwester vollends zu erfahren. Das arme Mädchen bat mit gefalteten Händen den Bruder, doch ja barmherzig zu sein und sie ihres Fehltritts wegen nicht zu verstoßen. Claus aber blieb einige Minuten stumm, finster, verschlossen, gedankenvoll mit gekreuzten Armen vor ihr stehen. Sein Blick schweifte unruhig über das funkelnde Meer, die Snigge tanzte noch immer auf der nämlichen Stelle.

„Still, Katharina!" sprach er zu seiner Schwester und reichte ihr sanft die Hand. „Ich bin kein Barbar und werde Dich nicht hart oder nur unbrüderlich behandeln. Verhalte Dich ruhig, weine nicht mehr, sei ein frommes, hoffendes Kind. Mich aber nenne einen Schuft, der werth ist, an der ersten besten Fockrae aufgeknüpft zu werden, wenn ich Dir Deinen rechtmäßigen Mann nicht zur Stelle schaffe."

Claus befahl dem Knaben, der neugierig lauschend dem Auftritte zugesehen hatte, er solle so laut als möglich alle Freunde Helgolands zu augenblicklicher Zusammenkunft am Strande aufrufen, was der kleine Schreihals sich nicht zwei Mal heißen ließ. Wenn irgendwo, so erfreut sich die Jugend auf Helgoland an übermäßigem Schreien. Alles jubelt und jauchzt in die freie, blaue Luft hinein aus purem Wohlbehagen, und kann man den oft sehr unnöthigen Freudenausbrüchen irgend einen Zweck unterschieben, so wird man sich nicht lange besinnen. Der kleine angehende Fischer lief daher in die erste enge Gasse, und begann in helgolandischer Mundart sein Stückchen abzuschreien. Dabei warf er die Mütze in die Luft, johlte und lachte von Herzensgrunde. Ihm schlossen sich schnell eine Menge herbeispringender Knaben an, die ohne zu fragen in das Gekreisch ihres Kameraden einstimmten. War es doch eine neue Unterhaltung, die Frische in das monotone Leben der abgeschiedenen Insulaner brachte. Zuletzt erschien der Ausrufer selbst, ein apathischer Mensch, der größte Philosoph und der einzige Säufer auf Helgoland. Lang, schmal, dünn, immer halb betrunken, schritt er,

seine ungeheuren Hände, die einige Aehnlichkeit mit Bärentatzen hatten, auf den Rücken gelegt, durch die junge Brut. Seine Gesichtsmuskeln waren in immerwährender Bewegung, was ihm ein verschmitzt-komisches Ansehen gab. Er grüßte links und rechts in die niedrigen Häuser und trompetete mit heller Stimme in abgemessenem Takte und bewundernswürdiger Sicherheit im Tone folgende Aufforderung an seine Landsleute unermüdlich ab: „All ian go wöll in shee and moke jagges up ehn rover, i mot come glik up strand!“ Diese Worte, für deren grammatikalische Richtigkeit ich eben so wenig einstehen mag, wie für die etwaigen Fehler in der dabei angewandten Orthographie, bewirkten Wunder. Aus allen Häusern stürzten die Lootsen herbei mit ihren rauschelnden Theerjacken, Einer fragte den Andern nach der Ursache des plötzlich entstehenden Lärmens, Keiner wußte Auskunft zu geben. Man lief dem Ausrufer nach, der in seiner apathischen Sorglosigkeit langsam weiter schritt, zuweilen etwas schwankte, fortwährend grüßte und seinen Satz wieder absang. Viele bestürmten ihn mit Fragen, die Antwort lautete aber immer nur dahin: „Ich rufe, was

mir gesagt wird, ich weiß nichts!" — „Dummer Esel," versetzte einer der Neugierigsten, „da wär's ja zuletzt möglich, daß Du den größten Unsinn bekannt machtest! Ich glaube gar, Du riefst aus, das Land sei ins Meer versunken." — „Recht, Sir, ich rief's aus," versetzte der Gefragte, „wenn's nicht träfe, so würden's die Leute ja wohl sehen." Und weiter taumelte der Ausrufer und schrie abermals seine aufgetragene Redensart vor den Häusern ab.

Unterdeß war Claus erhitzt, zornsprühend, schimpfend und tobend an den Strand gekommen. Mit lauter Stimme und bündigen Worten erzählte er den Versammelten das Vorgefallene, und forderte sie auf, als redliche Männer sogleich mit ihm in See zu gehen, um den treulosen Flüchtling mit freundlichen Worten oder durch gewaltsame Maßregeln zu fangen. „Fluth und Sturm," schrie der junge Lootse, „meine Schwester ist ein braves, ehrliches Mädchen, sie soll es bleiben, sie soll den Mann ihrer Wahl besitzen und müßte ich ihn aus Spitzbergen holen! Hollah, hurrah, Jungens, kommt, holaho! Greift zu! „Den König von Preußen" zuerst in die Fluth; dann „Helgoland

for ever," „the sun," „die Meerfei," u. s. f. Holla ho! — Hol' ab, hol' ab, ho — o, hoa — o!'

Ein lautes Jubelgeschrei gab die Einwilligung aller Lootsen zu erkennen. In wenig Minuten waren die genannten Schaluppen vom Strande in See gestoßen unter dem eintönigen, melancholischen, eigenthümlichen Aufmunterungsgesange, den die Schiffer bei allen ihren Arbeiten anzustimmen nie vergessen. Lustig tanzten die Schiffer über die schwankenden Breter, die Anker wurden befestigt, Segel aufgezogen trotz des widrigen Windes, und nach Verlauf einiger Minuten war die kleine Flotte bereits außerhalb des rothen Wassers. Hier ward ein Ree*) gemacht, der Cours bestimmt und mit nochmaligem Hurrah wippten die Fahrzeuge über die von der Fluth gehobene Meeresfläche. Am Horizonte schimmerten noch immer ganz deutlich die Segel der Snigge, wiewohl sie seit Kurzem schneller segelte, da der Wind kaum merklich um einen Strich nach Westen abgewichen war. Die Helgo=

*) „Ein Ree machen," sagt der Helgolander, wenn er, den Wind zu fangen, die Segel herumwirft, und so das Schiff zu einer halben Wendung zwingt.

lander aber sind die keckſten und verwegenſten Segler; der ungünſtigſte Wind muß ihnen noch dienen, und ſo ſteuerten ſie, ihrer guten Sache und ihren geſunden Kräften vertrauend, mit jubelnder Heiterkeit ins Meer hinaus, die wunderliche, abenteuerliche Hetzfahrt beginnend. —

Mit ganz eigenthümlichen Gefühlen hatte Katharina vom Fallm herab dieſen außerordentlichen Anſtalten zugeſehen. Es ward ihr wohl und wehe dabei, ſie mußte ihrer eigenen Neigung wegen der wunderlichen Expedition den glücklichſten Erfolg wünſchen, zitterte aber auch vor Angſt, wenn ſie des möglichen Widerſtandes gedachte, den ihr entflohener Geliebter den verfolgenden Helgolandern entgegenſetzen konnte. Ernſthafte Beſorgniſſe ſtiegen deshalb in ihr auf, und wiederholt machte ſie ſich ſelbſt ihres Geſtändniſſes halber Vorwürfe. Mit dem Verſchwinden der Segel ging ſie ſeufzend zurück in ihre enge Wohnung, verriegelte die Thür, um jeden läſtigen Beſuch von ſich fern zu halten,

und vertrieb sich die Zeit mit Ausbesserung der Netze ihres Bruders.

Andersen lavirte indessen mit seinem Schiffe ohne die geringste Ahnung des ihm Bevorstehenden nach der Küste von Schleßwig hinüber, zwar langsam, doch sicher. Die See war beinahe ganz ruhig, selten nur sprang eine ordentliche Welle auf, die Fluth rollte in gleichmäßigen, langen Wogen, in prachtvollstem Dunkelgrün schwellend, auf- und nieder. Andersen stand am Steuerrade und sah oft zurück nach dem rothen Felsen Helgolands, wobei er tiefer als gewöhnlich Athem holte. Sein scharfes Auge bemerkte die Bewegung am Strande der Insel, die so zahlreich in See gehenden Schaluppen entgingen ihm nicht; doch war dies keine Erscheinung, die ihm Besorgnisse hätte einflößen können. Er benutzte sorgfältig die neue Brise, die bald darauf aus Südwest aufsprang, brachte die Snigge unter den Wind und durchschnitt mit größerer Schnelligkeit das funkelnde Meer. Die Helgolander verstanden aber auch den sanften Wind zu ihren Gunsten zu benutzen, ihre Fahrzeuge waren außerdem leichter gebaut, und so verging keine halbe Stunde, als der Däne schon den Rumpf der

Sloops ganz deutlich über der Meeresfläche unterscheiden konnte. Sie hielten gerade auf ihn zu und segelten offenbar schneller als er. Andersen rief seinen Leuten: „Heda, Jungens, was haltet Ihr von den Segeln am Lee?"

„Sind helgolandische Sloops, Herr, was beiläufig jede Ratte merken kann, wenn sie nicht stockblind ist."

„Behalte Deine Bemerkungen für Dich, Bursche! — Ist das ein Wind zu gutem Fischfang?"

„Glaub's nicht, Herr."

„Segel herum!" rief Andersen, „Südsüd bei West!"

Die Matrosen gehorchten dem Befehle, die Schooten schwirrten, die Segel flappten ein paar Mal heftig gegen die Masten, und das Schiff, dem Steuer nachgebend, wendete sich gerade auf die Mündung der Elbe zu. Andersen hatte ein scharfes Auge auf die Helgolander, erwartungsvoll verstrichen einige Minuten, dann glänzten die Segel der Helgolander im Sonnenlichte — sie hatten ebenfalls gewendet und segelten wieder in seinem Striche. Der junge Däne schwieg, seine Hand griff abermals heftig in die Speichen des Rades, das Schiff

ward wieder in den alten Cours gebracht. Die Helgolander nahmen kurz darauf dasselbe Manöver vor, bis auf zwei, die halb gegen den Wind auf die Elbe zu liefen.

Andersen konnte sich den Grund davon nicht recht klar machen. Er sah wohl, daß die Helgolander offenbar ihm nacheilten, er dachte auch an sein mißliches Verhältniß zu Katharina, der er unbesonnen und von Leidenschaft hingerissen Liebe und Treue geschworen hatte; das Alles mußte aber doch, seiner Meinung zufolge, noch ein undurchdringliches Geheimniß geblieben sein. Während seine Unruhe immer mehr wuchs, waren die Helgolander nahe genug gekommen, um ihm zuzurufen. Es wurden einzelne Worte gewechselt, umschwärmt von Sloops, hörte er Drohungen, ohne ihren Sinn zu verstehen, die Fahrzeuge kamen immer näher, Andersen befand sich wirklich in einer schlimmen Lage. Er fragte durchs Sprachrohr nach dem Begehr der Helgolander, und was diese beinahe feindselige Begegnung zu bedeuten habe? Man antwortete aber nur, er solle die Segel reffen und augenblicklich beilegen.

„Schön Dank!“ sprach Andersen. „Ihr seht mir ganz darnach aus, als ob Ihr Lust hättet, mir eins zu versetzen.“

„Sehr möglich, wenn Ihr unserm Wollen nicht unbedingt Folge leistet.“

„Jungens, spannt die Segel straff, rasch! Die Hungerleider sollen sehen, was ein Däne kann!“

„Hurrah!“ schrieen die Helgolander und schwenkten ihre Hüte und Mützen. „Jetzt gilt's! Drauf und dran! — Hetzt ihn, daß ihm die Rippen brechen! — Schneid' ihm den Wind ab, Beuling, ich sauf' ihm's Kielwasser. — Ja, luf' nur, luf', Du Hallunke! — Wenn d' ein ehrlicher Kerl bist, so streichst d' die Flagge und hältst Dein Wort! — Für die Ehre Helgolands drauf und dran. Hurrah!“

„Ein Bischen Diebsgelüst, ein Bischen Rammelei,“ für Beides zeigt der Helgolander jederzeit eine sehr gebildete Anlage. Daher sahen die Verfolger auch in der nun beginnenden Jagd offenbar ein Vergnügen, das sie zu ihrer eigenen Lust sehr gern etwas verlängert wünschten. Ihrer Ueberlegenheit im Segeln gewiß, konnte der gejagte Däne ihnen durchaus nicht entrinnen. Sie gestatteten ihm

aber einen kleinen Vorsprung und setzten ihm dann unter fortwährendem Hurrahrufen eiligst nach. Andersen schrie sich fast heiser, seine Leute rannten hin und wieder, um alle Befehle möglichst schnell zu vollziehen, aber die Snigge schien festgenagelt zu sein, denn die Helgolander kamen mit jeder Minute näher heran; schon schwammen sie auf Luf- und Leeseite, kaum noch zwei Schiffslängen von ihm entfernt. Andersen stand der Angstschweiß in großen Tropfen auf der Stirn, er sah keine Möglichkeit, zu entkommen, und sich gutwillig den triumphirenden Helgolandern zu überliefern, dazu konnte sich sein redliches Seemannsherz auch nicht entschließen.

„Jungens!" rief er den Seinigen zu, „laßt die Strandläufer herankommen, und wollen sie an Bord, so schlagt sie auf die Nase, daß ihnen das Niesen vergeht. Dann wollen wir Prosit rufen. — Ueber das verdammte Mädel!"

„Hurrah!" schrien die Helgolander. „Sperrt Euch nicht, ehrlicher Däne! Ihr könnt uns als Freunde und als Feinde an Bord haben, ganz nach Belieben." — „Heda, guter Freund,

wie viel Schiffsladungen Torf bringst Du mit zur Aussteuer?" — „Daß ihn das Wetter, den Ehrenräuber!" — „Drauf und dran, Jungens, Hurrah!"

Der Lärm nahm mit jeder Secunde zu. Die meisten Helgolander, ihres Sieges gewiß, machten sich die Gefangennehmung oder gewaltsame Aufhebung des Bräutigams offenbar zum Vergnügen, nur Claus blieb fortwährend düster und rief nicht gerade die schmeichelhaftesten Begrüßungen seinem zukünftigen Schwager entgegen. Die Schaluppen legten sich endlich an Bord der Snigge, augenblicklich schwangen sich vier Mann an den Tauen aufs Deck, und obgleich Andersen wie ein gehetzter Löwe um sich schlug, er ward augenblicklich lachend überwältigt, Claus bemächtigte sich des Steuers, und ehe der Däne sich recht besinnen konnte, war das Fahrzeug bereits gewendet und segelte direct wieder auf Helgoland zu.

Andersen saß finster und schweigend auf der Schiffswinde, die Helgolander machten es sich bequem, tranken kalten Grog, lachten, scherzten

und sangen. „Wie wird die hübsche Katharina sich freuen, wenn wir so unvermuthet ihren Bräutigam ans Land setzen! Ihr sollt leben, Andersen! — In acht Tagen ist Hochzeit! Auf Euer Wohlsein im Oberlande!“ —

Claus weckte durch einen kräftigen Händedruck den Dänen aus seinen düstern Betrachtungen. „Andersen,“ sprach der junge Lootse, „Ihr habt nicht redlich gehandelt an meiner Schwester; Ihr habt die Unerfahrenheit des Mädchens und ihre Liebe zu Euch unedel gemißbraucht. Das müßt Ihr wieder gut machen, indem Ihr Katharinen die Hand vor dem Altare gebt.“

„Claus, ich kann nicht!“ sprach seufzend der Däne. „Verdammt mich nicht, laßt mich aber ruhig meine Straße segeln. Es geht nicht, Claus, bei Gott, es geht nicht!“

„Nicht?“ versetzte gedehnt und mit zornglühenden Augen der Helgolander. „Das möcht' ich doch sehen! Meint Ihr, wir Helgolander ließen unsere Schwestern von Fremden verführen und sähen dann ruhig zu, wie die Be-

trüger sich aus dem Staube machen? Ei, da kennt Ihr unsere Rechte, unsere Ehre wenig! Es ist ein unerhörter Fall bei uns auf dem Lande, wenn ein Mädchen sich einen Fehltritt zu Schulden kommen läßt; ist's aber geschehen, so macht ein braver Bursche das Uebel wieder gut, gibt der Verführten die Hand und es ist vergessen. Diese Sitte darf nicht in Verfall kommen; wir armen Lootsen sind stolz auf die Keuschheit unserer Frauen und Mädchen, die weit in der Welt gepriesen wird. Ihr habt uns foppen wollen, Andersen — Gott vergeb's Euch — aber wir verstehen keine dänischen Scherze mehr. Seid also vernünftig, bringt meine Schwester wieder zu Ehren, und ich geb' Euch mein Wort, Ihr sollt die Uebersiedelung von Husum nach Helgoland nicht bereuen!" —

Andersen schwieg, die Schiffe liefen im Hafen ein und wurden mit unbeschreiblichem Jauchzen empfangen. Die halbe Bevölkerung Helgoland's hatte sich am Strande versammelt, vom Fallm herab sahen die alten Lootsen und die Schüchternsten der unverheiratheten Mäd-

chen. Unter ihnen befand sich auch Katharina, die einen freudigen Ausruf des Dankes nicht unterdrücken konnte. Sie ging aber doch schweigsam nach Hause und harrte klopfenden Herzens auf die Zurückkunft des Bruders mit dem erjagten Bräutigam. Die seltsame Situation, in der sich Andersen nothwendig befinden mußte, entlockte ihr ein heimliches Lächeln, das die Regelmäßigkeit ihrer feinen Züge zur malerischen Schönheit erhob.

Das Lärmen am Strande wollte gar kein Ende nehmen. Die liebe Jugend schrie ausgelassen und tobte förmlich im Uebermuth der Freude. Sie bläuten sich aus purer Lust mit den Wurzeln des ausgespülten Seetanges, umringten die Lootsen und tanzten vor dem schweigenden Andersen her, der jetzt in dem wunderlichsten Triumphzuge, umgeben von den lachenden Helgolandern, nach der Wohnung seiner rechtmäßigen Braut geführt ward.

Claus hielt es für diplomatisch, die auf so seltene Weise Wiedervereinigten allein zu lassen. Katharina erröthete, reichte dem Dänen ihre Hand, sah ihm in die Augen, bog ihm den Kopf zur Seite und umschlang endlich seinen Nacken, indem

sie herzlich lachend rief: „Nun hab' ich Dich ja doch, Du böser, lieber Ausreißer.“

„Käthchen,“ versetzte Andersen sehr niedergeschlagen, „ich habe da eine sehr dumme Geschichte angezettelt, die im Leben kein gutes Ende nimmt! Ich muß Dich wieder verlassen.“

„Verlassen! O, das wirst Du schon bleiben lassen! Vom Felsen herab kannst Du Dich nicht stürzen, und das Unterland ist schon so stark bewacht, daß Du nicht zum zweiten Male von Deiner Braut laufen kannst. Pfui doch, Andersen, fort mit diesen Runzeln! Du sahst sonst ganz anders aus. Weißt Du, als wir zusammen des Abends auf der Klippe saßen und dem Funkeln des Meeres zusahen? O, wie umschlangst Du mich da so liebevoll, wie glühend, wie versengend waren damals Deine Küsse? Hast Du das Alles schon vergessen? Oder ist es Sitte bei Euch Männern, immer nur dem Augenblick zu leben und mit Euren Betheuerungen die Zukunft zu belügen? Pfui, schämt Euch! Wir Frauen halten unsern Gefühlen ewige Treue, wir sterben eher für sie, als daß wir sie aufgeben. — Aber warte nur, Du lieber Krauskopf, ich will Dich so lange liebkosen, bis Du Deinem Käthchen

wieder gut bist und nicht mehr von ihr laufen willst."

„Ich bin Dir immer gut gewesen, bin es noch. — Tausend Wetter, ich wollte, der Klabautermann hätte mich schon längst in Grund gesegelt!"

Katharina redete indeß ihrem Geliebten so lange zu, bis er ruhiger, still, endlich heiter ward, und als der Abend anbrach, saß er vertraulich zwischen Claus und dessen Schwester, und machte dem Ersteren Eröffnungen, worüber dieser in nicht geringe Verlegenheit versetzt wurde.

„Das ist ja ganz verzweifelt," sprach Claus. „Wie könnt ihr aber auch so leichtsinnig sein, Andersen! Ein Seemann und so leichtsinnig!"

Der Däne zuckte die Achseln und schloß Katharinen in seine Arme. „Ihr liebt also meine Schwester?" fragte Claus.

„So aufrichtig als mein Schiff."

Claus ging im engen Zimmerchen unruhig auf und nieder, und kratzte sich im Kopfe. „Da fällt mir 'was ein," sagte er plötzlich, vor den Liebenden stehen bleibend. „Zum Scherz und mit langer Nase Euch nachzusehen, haben wir die heutige Jagd nach Euch nicht angestellt. Fluth und Sturm

ich will beim nächsten Seezuge Salzwasser trinken, wenn ich's dulde! Meine Schwester wird Eure Frau, aber Ihr, Andersen, müßt morgen mit mir vor Gericht!"

„Bruder!" bat Katharina.

„Still, hilft nichts! Was ist denn auch auf dem Lande viel zu verheimlichen. Ihr habt Euch verlobt, seid also Braut und Bräutigam und — schon gut, das muß gehen. Hurrah, Ihr sollt leben, Andersen!"

Claus stieß an mit dem Dänen, alle Schwierigkeiten, die einer Verbindung der Helgolanderin mit dem eingefangenen Fremdlinge im Wege stehen konnten, wurden vergessen, und Katharina ward, als man sich endlich trennte, von den heitersten Träumen umschwebt, die ihr ein Leben voll paradiesischer Wonne vorgaukelten.

Die Rathmänner Helgolands, einfache Lootsen, wie alle Bewohner der Felseninsel, hatten sich am andern Morgen von Claus und Andersen den Zusammenhang der Dinge vortragen lassen. Es

trat eine erwartungsvolle Pause ein, in welcher die Rathmänner sich beriethen. Dann nahm der Aelteste unter ihnen das Wort und sprach zu dem Dänen:

„Ihr seid also schon mit einem Mädchen in Schleßwig versprochen?"

„Das weiß Gott, Herr!"

„Habt Euch auch ordentlich mit ihm verlobt?"

„Na und wie!"

„Würde sie Euch wohl Euer Wort zurückgeben, wenn Ihr sie darum angingt?"

„Kann's nicht sagen, Herr! So viel ich mich aber erinnere, hat sie einen harten Kopf, und was ihr Mundwerk anlangt, so kanzelt sie Euch jeden Pfarrer herunter. Auch ist sie gut bei Stimme. — Ihr seht also, Herr, der Fall hat seine Schwierigkeiten, und die Aussichten auf Erfolg sind nicht besonders günstig."

Es trat abermals eine Pause ein, die Rathmänner steckten wieder die Köpfe zusammen und nach kurzer Berathung fuhr der Sprecher fort:

„Andersen! Da der vorliegende Fall eine schnelle Entscheidung erheischt, und diese bei Menschen von gesunden Sinnen nicht gar schwierig ist,

so haben wir Rathmänner von Helgoland mit Beobachtung der Gesetze und Herkommen des Landes beschlossen, daß Ihr, Jarl Andersen, Lootse und Schiffer aus Husum, von Stund' an bei uns bleibt, das Mädchen, dem Ihr die Ehe versprochen habt, heirathet und in unsre Lootsengemeinschaft aufgenommen werdet. Es ist ein altes, von Ewigkeit her giltiges Recht, daß, wer im Besitze ist, auch im Rechte sei. Gut! — Wir besitzen Euch gegenwärtig, haben Euch in ehrlicher Jagd errungen und wollen Euch behalten, bis ein Gewaltigerer Euch uns wieder entreißt. Außerdem ist es einleuchtend, daß wir, als Rathmänner, die Sitten, die Tugend, die Gerechtigkeit auf dem Lande rein zu erhalten bemüht sein müssen. Wir können also nicht zugeben, daß eine unserer Töchter von einem Manne verlassen werde, der ihr ewige Treue gelobt hat und sie auch zu lieben behauptet. Demnach ist es unser Wunsch und Wille, daß Ihr Katharina Claus heirathet. Eure erste Braut wird sich schon einen andern Mann suchen. Meint Ihr nicht, und seid Ihr's zufrieden?"

„Hurrah, es lebe Katharina!" rief Andersen, schwenkte seinen Hut und schüttelte die Hand des

Sprechers. „Ich bleibe bei Euch und werde Helgolander.“ — „Claus,“ sagte er zu seinem zukünftigen Schwager, „ich bin, beim mächtigen Element, recht vergnügt, daß ich Deine Schwester kriege! Jenken's Lore ist ein gutes Mädel, aber voll Launen, wie die See im Herbst!“

Ehe noch die beiden Männer nach Hause kamen, war die Kunde der seltsamen Entscheidung schon ringsum verbreitet. Die Jungen schrien, lachten, warfen die Mützen in die Luft, balgten sich, die Erwachsenen lachten minder laut, aber nicht weniger herzlich, und als acht Tage später das so wunderlich znsammengewürfelte Paar getraut wurde, begleitete die ganze Bevölkerung das junge Ehepaar auf ihrem Spaziergange um die Insel. Andersen und Katharina wurden glücklich, und Jenkens Lore soll lachend eine lange Rede gehalten haben, als sie die Kunde von der Untreue ihres ehemaligen Geliebten erfuhr.

IV.

Abenteuer des Leuchtthurmwächters.

(Das Todtenschiff. — Eine Nacht auf dem Mönch. — Die unterbrochene Predigt.)

Die Aequinoctialstürme tobten und rüttelten mit ungewöhnlicher Wuth an dem braunrothen Eilande. Schon mehrere Tage lang hatte man kein Schiff auf dem dampfenden Meere entdecken können, selbst die tollkühnsten Lootsen wagten sich nicht in die brüllende See, und so trat nach und nach eine öde Stille auf der Insel ein. Die Bewohner verließen kaum ihre niedrigen Häuser, um die nächsten Nachbarn oder „das rothe Wasser" zu besuchen, am Fallm sah man nur selten eine einzelne Gestalt lehnen, und die Insel selbst beschritten nur wenige alte Lootsen, denen es zur Gewohnheit ge-

worden war, die schäumenden Wasser zu beobachten. Geschützt von der Blüse, wie man auf Helgoland das thurmartige Gebäude nennt, auf dem früher des Nachts ein weithin leuchtendes Steinkohlenfeuer unterhalten wurde, saßen sie, dem salzigen Dunst trotzend, den die tobende Brandung über den Felsen trieb, und spähten Stunden lang nach einem Segel aus. Muscheln, Tang und Steine, von den heranstürzenden Wogen heraufgeschleudert, flogen oft bis in die bewohnten Gassen des Oberlandes, die ganze Insel zitterte und zuckte wie im Fieberschauer, und mancher alte Seemann schüttelte bedenklich das Haupt.

Nur der Wächter des Leuchtthurms, obwohl dem Sturme am meisten ausgesetzt, sah diesem beispiellosen Unwetter mit stillem Gleichmuth zu. Es war ein steinalter Mann mit greisem Haar, an dem nichts als die hellen, wasserklaren Augen und sein Gedächtniß jung geblieben waren. Mehr als drei Viertheile seines langen Lebens hatte er auf dem Meere zugebracht, hatte die Erde mehr denn einmal umsegelt, und war dabei in Gefahren, in Kämpfe mit den Menschen und Elementen verwickelt worden, die eigenthümlich genug waren. Ein Kind

helgolandischer Aeltern, früh durch Mangel und Noth dem harten Schicksal anheimgefallen, hatte er diesem durch eiserne Ausdauer, durch unerschütterliche Willensfestigkeit und durch trotzigen Gehorsam, die edelste Tugend des ächten Seemanns, eine gewisse Selbstständigkeit abgerungen, die er jetzt am Ende seines Lebens als Wächter des neu erbauten Leuchtthurms nach seiner Art behaglich genoß. Henrick war gewöhnlich wortkarg, eine Miene, ein Wink, ein Blick mußte den Mangel der Rede bei ihm ersetzen. Am wenigsten sprach er bei schönem Wetter. War es doch, als hätte er dann weder Zeit noch Sinn, auf Andere zu achten; denn sein Auge ruhte dann unverwandt auf der leicht rollenden Meeresfläche, folgte dem wunderbaren Schatten- und Farbenspiel der segelnden Wolken, und schien sich einzig und allein mit diesen Gebilden heimlich zu unterhalten. Dabei aber war Henrick heiter. Ein innerlicher Frohsinn durchleuchtete sein durchwettertes, dunkelbraunes Gesicht, wenn er an den Quadern des Leuchtthurms lehnte, seinen Taback kaute und, beide Hände in den Taschen seiner weiten groben Tuchjacke verborgen, bewegungslos in die Ferne blickte. Begann

es aber zu stürmen, und trieb ihn der salzige Seenebel in sein gesichertes Wächterhaus, dann ward er lebendig, sprach gern und viel, und mochte es leiden, wenn ihn die jungen Lootsen des Abends, nachdem er die Lampen angebrannt hatte, besuchten. Früher blieb der Thurm Jedem verschlossen, in die Glashaube ließ er Niemand steigen, denn er behandelte die Flammen, welche den Schiffern die salzigen Pfade leiten sollten, wie ein heiliges, lebendiges Wesen und machte kein Hehl daraus. „Ein Leuchtfeuer," behauptete er, „will mit Andacht gepflegt und gehegt werden, wenn es den Seefahrern nützen soll. Es ist heilig, wie die ewige Lampe, die auch nur ein Geweihter entzündet. Die Flammen verlieren ihre Kraft, wenn unbekannte, neugierige Augen sie anstarren. Davor erschrecken sie, erblinden und verlocken mit trübem unheiligen Schein die Seefahrer auf Riffe und Untiefen."

Diesen Seemannsaberglauben bespöttelte dem alten Manne Niemand, willig fügte man sich seinen Eigenthümlichkeiten, sobald aber die stille Gluth das Eiland überstrahlte, besuchten oft mehrere der jüngern Lootsen den vielerfahrenen Henrick und fan-

den bei ihm stets freundliche Aufnahme. So eng auch der Raum seiner Wohnung war, so faßte er doch eine hübsche Anzahl; denn der Seemann ist an kleine, niedrige, gedrückte Räume gewöhnt und wird durch sie nicht behindert, wenn nur die Kleidung bequem ist und seinen Gliedern die freieste Bewegung gestattet.

Die Stürme hatten schon vier Tage gedauert und schienen noch immer wachsen zu wollen. Darüber wachte Henrick aus seinem gewöhnlichen Schweigen mehr und mehr auf, und als jetzt abermals einige junge Helgolander mit windrothen Gesichtern und blinzelnden Augen eintraten, reichte er ihnen lachend die breite, harte Hand, indem er sprach: „Gelt, Jungens, das ist ein stattliches Fegen. Ja, ja, ich spürt's schon gestern, daß es arg werden würde. Die Lampenblenden dünsteten, als zöge ein Nebel über sie hin, und wollten trotz alles Putzens und Reibens nicht hell strahlen. Gebt acht, diese Nacht wird es noch toller. Die Brandung spritzt über die Felswand herauf und schleudert Steinigt und Unflath des Meeres noch über den Thurm hinweg!"

Mit heiterm Gesicht schürte Henrick das Torffeuer an, setzte sich gemächlich in den alten Lehnstuhl und genoß sein frugales Abendmahl, Thee mit geröstetem Brod. Seine Nichte, ein flinkes Mädchen, bereitete den Gästen des Großvaters Grog.

„Wie kommt es doch, Henrick,“ sprach Köben, der jüngste Lootse, „daß Du nur im Wetter freundlich und beredt bist? Das scheint mir gegen alle gewöhnliche Menschennatur zu sein. Denn jegliche Creatur hat Scheu vor Sturm und Wettergebraus, und verstummt, wenn die Elemente in dämonischer Wuth mit einander kämpfen.“

„Nein, mein Junge,“ erwiederte Henrick, „darin irrst Du. Nur Unerfahrene, Landratten und Weiber fürchten das Wetter, ein ächter, frommer Seemann lebt in und mit dem Wetter auf, denn da erst kann er zeigen, daß er eine vernünftige, denkende Creatur ist, die mit dem wüthigem Gepfeif und Geschrill der Natur umzuspringen weiß. Ein Seemann, der im Sturm verzagt, ist eine feige Memme und verdient, gekielholt, wo nicht gar ersäuft zu werden nach Seemannsrecht! Bei ruhigem Wetter,“ fuhr er nach einer Pause fort, wo er scharf auf das Heulen des Sturmes gehört

hatte, „da ist's keine Kunst, auf dem Meere zu leben, obschon auch in solcher Zeit zuweilen gar wundersame Dinge sich ereignen. Die Natur des Meeres, seine Heimlichkeiten und Schauer lernt er erst kennen, wenn es mit den Menschen zürnt, wenn es sich gegen die Kolosse empört, mit denen sie sein Dasein beunruhigen. Habt Ihr Lust, mir zuzuhören, so will ich Euch eine seltsame Geschichte erzählen, die auf dem Lande hier ihre Endschaft erreicht."

Die Lootsen waren mit diesem Vorschlage gar wohl zufrieden. Sie schoben die Schemel näher an den Stuhl des Alten, Fanny mußte auf's Neue die Gläser füllen, und nachdem sich Henrick durch abermaliges Lauschen überzeugt hatte, daß der Fels noch eben so ruhig, wie vor Jahrtausenden dem Orkane trotzte, hob er an:

„Vor nun beiläufig funfzig Jahren kehrte ich auf einem hamburger Kauffahrer aus Ostindien zurück. Es war um die jetzige Zeit, und schon, als wir das Cap Finisterre umsegelten, zeigten sich an Meer und Himmel untrügliche Vorzeichen eines drohenden Sturmes. Der Horizont war wie mit grauen, zitternden Tüchern umhangen, die Möven

umkreischten in Schaaren unser Schiff und eine Menge Taucher ließ sich von den träg und hohl rollenden Wellen achtlos forttreiben. Die glänzenden Leiber zahlloser Delphine wurden oft über der Wasserfläche sichtbar und nicht selten schnellten sie mit einer springenden Welle sich überstürzend in die Luft, das untrüglichste Zeichen gefahrdrohenden Sturmwetters. In der biscayischen Bai, am Eintritt in den Kanal brach nun auch wirklich ein Sturm aus, der in wenig Stunden zu einem der furchtbarsten Orkane erwuchs, die ich in meinem langen Seemannsberufe erlebt habe. Das Toben der Elemente erlaubte nicht, das Schiff zu regieren, wir trieben in grauenvoller Schnelligkeit von unserm Cours ab und wurden, vom Sturm erfaßt, weit in die wüthende, atlantische See hinein verschlagen. Das entsetzliche Wetter hielt sechs Tage lang mit ununterbrochener Heftigkeit an, und, in augenscheinlicher, ja gewissester Todesgefahr schwebend, hatten wir von beispiellosem Glück zu sagen, daß wir in dieser ganzen Zeit nur das Bogspriet und einige Stagsegel verloren.

Als die Gewalt des Sturmes ausgeras't hatte, der Himmel sich wieder lichtete und das Meer in

schwerem Rollen keuchend, wie ein nach langer Wuth verschnaubendes Ungeheuer, sich zu besänftigen begann, bemerkten wir erst, daß wir bis in die Gegend der Faröer Inseln nach Norden hinauf verschlagen worden waren. Die Luft, früher schwül und bang, ward jetzt auf einmal schneidend kalt, in größerer Ferne trieben blitzende Eisberge, die wie polirte silberne Pyramiden, oder wie phantastisch gezackte Maurenschlösser aus dem tiefen Grau des Meeres auftauchten und in der Nacht bei ungewissem Mondenglanz gleich Meergeistern in strudelndem Dunst am Horizont vorüberzogen.

Da der Wind noch immer heftig aus Nordwest blies, konnten wir nur langsam durch behutsames Laviren südlichere Breiten gewinnen. Der hohe Norden machte seine Rechte geltend, es fror stark des Nachts, und die Meernebel setzten sich in weißen Reifflocken an Masten und Segeln an.

Nach Verlauf von beiläufig wieder acht Tagen hatten wir endlich die Nordspitze Schottlands erreicht und segelten zwischen den Shetland-Inseln südlich in's deutsche Meer hinein. Unterdeß trat beinahe völlige Windstille ein, die jedoch von Zeit zu Zeit durch einzelne kurze, aber rapide Windstöße, höchst

unangenehm unterbrochen wurde. Es waren gleichsam Seufzer der kranken Natur, die sie, nach Genesung sehnend, schwer athmend ausstieß. Unfern der schottischen Küste, deren zerrissene schwarze Felsmassen wir noch deutlich erkennen konnten, während die bereits in Schnee gehüllten Scheitel der Berge hell durch die Nacht leuchteten, steuerten wir langsam der gewohnten Fahrstraße zu, als plötzlich um die Mitternachtsstunde ein unheimliches Lärmen und Rufen der wachthabenden Matrosen uns Uebrigen aus den Hängematten auf das Deck rief.

Die See war ziemlich ruhig, rings am Horizont lagen schwarze, schwere Wolken dicht geballt über einander, vom niedergehenden Monde an den äußersten Rändern schwach beleuchtet. Auf dem Meere selbst lag die undurchdringlichste Finsterniß, die nur von dem hellen Silberkamm einer springenden Welle hie und da unterbrochen ward. Begierig zu erfahren, was die außergewöhnliche Unruhe der Wachen zu bedeuten haben möchte, lugten wir sogleich scharf nach allen Seiten aus und wahrhaftig — noch jetzt rieselt es mir todeskalt durch alle Glieder — das, was wir sahen, machte uns auf einige Minuten stumm, ja völlig leblos!

Etwa drei= bis vierhundert Ellen nördlich von uns stand der schwarze Rumpf eines sehr großen Schiffes auf dem schwarzen Meere, stand, sag' ich, Jungens, denn auf dem ganzen Fahrzeuge war kein Fetzen Leinwand zu erblicken, leuchtete keine Schiffslaterne, ließ sich kein Geräusch vernehmen, kein sterbliches Wesen sehen! Aber Himmel, wie sah das Schiff aus! Alles, was sich über Deck in die Luft erhob, war weiß, lackenweiß! Die Masten, die Segelstangen, die Taue, die Spieren, die Strickleitern. Wie Guirlanden von Alabaster hing das Tauwerk regungslos um die Masten, selbst der Wimpel fiel, wie eine weiße, abwärts brennende Flamme, von der Spille herab!

Während wir nun Alle voll Staunen, Furcht und Entsetzen dem graunvollen Dinge zusehen, kommt es näher an uns heran.

„Halb Steuerbord, Tom!" brüllt der Capitain, dem die Haare zu Berge stehen. „Es ist bei meiner armen Seele der fliegende Holländer!"

„Ist's nicht, Capitain," versetzt Tom, den Tabackssaft durch die Zähne spritzend, während ihm vor Graun die Kinnladen wackeln, und alles Blut aus dem Gesicht entwichen ist. „Kann's nicht sein,

Herr," fuhr er fort, „denn das Ding hat keine Mannschaft, und das ganze Bissel Schiffszeug ist auch nicht aus Todtengebeinen zusammengestoppelt; aber der Teufel hat gewiß drauf sein Spiel getrieben, denn 's Ding sieht mein' Seel' aus, wie'n Balg von 'ner verdammten Schiffsseele!"

„Ruf' ich's an?" fragt mich der Capitain.

„Thut's, Herr," versetz' ich. „'s kann uns nichts anhaben, wenn wir's respectabel behandeln."

So ruft denn der Capitain durch's Sprachrohr mit zitternder, vor Bangigkeit und Entsetzen gedämpfter Stimme hinüber nach dem gespenstischen Schiff, fragt nach Namen und Cours u. s. f., aber kein Lebenszeichen wird vernehmbar. Das weiße bemastete Ding rauscht lautlos auf uns zu, wie sehr auch der Steuermann wendet und alle Mann die Segel brassen, um dem Ungethüm zu entgehen. Jetzt ist es nur noch zwei Schiffslängen von uns entfernt, es treibt näher und immer näher, und wie auch Tom unser Fahrzeug steuert, stets folgt es uns, wie das Eisen dem Magnet. Untergang und Tod vor unsern sehenden Augen, erfassen wir Stangen und Haken, denn schon greifen die weißen Segelstangen wie Geisterfinger in unser Tauwerk,

durchstoßen unsere Segel, während der schwarze Rumpf sich riesengroß aus den Wogen hebt und wie ein Alp auf unser kleines Schiff drückt. Ein Zusammenrennen zu verhindern stoßen wir vor Entsetzen laut brüllend unsere Stangen gegen das gespenstische Schiff, um es abzutreiben. Hohl dröhnend hallen die Planken wieder, die Wellen sprützen hinauf an den Bord und ein schriller Ruf, gleich dem Schrei eines sterbenden Menschen, tönt von dem Schiff zu uns herüber. Schon glauben wir uns verloren, da reißt uns ein Windstoß aus einander, das drohende Ungethüm treibt ab, wir sind gerettet!

„Es ist bemannt!" ruft der Capitain, dessen Aufmerksamkeit durch den Schrei erregt worden ist. „Seht dort und dort! Gott des Meeres, welch ein Geheimniß treibt hier auf den Fluthen umher!"

Aufathmend starren wir dem unheimlichen Koloß nach, es ist still und todt wie früher, kein Steuermann steht am Rade, kein Matrose lugt über Bord, nur auf dem Taffarell lehnen zwei weiße Gestalten an der Brustwehr, regungslos, stumm. Wie Wolken flattern weiße Gewänder um ihre Leiber und geben sie als menschliche Wesen

kund. Der Capitain ruft ihnen nochmals zu, doch wiederum ohne Erfolg, und so verschwindet das Schiff lautlos, wie es gekommen, im Dunst der heranziehenden Wolken. —

Den ganzen nächstfolgenden Tag konnten wir den Eindruck dieses fabelhaften Schauspiels noch nicht bewältigen. Jeder stellte eine neue Vermuthung auf, und Jeder wußte auch die unwahrscheinlichste mit Gründen zu unterstützen, um sie einigermaßen haltbar erscheinen zu lassen. So kam der Abend, so die Nacht wieder heran. Es sprang eine frische Brise aus Nordost auf, wir setzten möglich viel Segel auf und flogen rasch vor dem Winde her. Da dunkelt etwas vor uns auf dem Meere. Ist es ein Schiff oder ein Seeungeheuer? Der Steuermann wendet, Alles läuft wieder an Bord, sieht mit geschärftem Blick in die finstere Nacht. Der Kapitän läßt rasch die Segel kürzen und unser Schiff behutsam auf das dämmernde Ding zuhalten. Nach kurzer Zeit steht wieder der geheimnißvolle Koloß von gestern vor uns, doch diesmal schwarz, kohlschwarz von Rumpf, Masten und Stangen. Nur am Taffarell lehnen wie in der vergangenen Nacht, als wären es die trauern=

den Genien des sonderbaren Fahrzeuges, die beiden Gestalten in den weißen Gewändern. Wieder flattert das leichte Zeug im Nachtwinde, wieder rauschen und sprützen die Wogen um den Rumpf, und so streicht es abermals lautlos, unsere Stangen rührend, hie und da auch eine zerbrechend, in gespenstischer Eile an uns vorüber, verliert sich wieder im Dämmerschein der Nacht. —

„Ihr könnt Euch wohl denken, daß Keiner von uns Allen diese räthselhafte Erscheinung aus den Gedanken brachte, daß wir uns neuerdings mit Vermuthungen quälten, die darin zusammentrafen, daß wir das Fahrzeug für ein verlassenes Schiff hielten, das nun, den Wellen Preis gegeben, herrenlos auf der See umhertrieb. Wie aber ließen sich denn die beiden, offenbar weiblichen, Gestalten erklären?“

„Im Laufe des nächsten Tages ward das Meer wieder unruhig, ein starkes Wehen aus Südost nöthigte uns zu laviren und trieb uns wieder eine gute Strecke rückwärts nach dem Kanal zu. In der Nacht begegneten uns einige Schiffe, lauter Spaniolen, die, von uns über jenes Fahrzeug

befragt, keine Auskunft darüber geben konnten, es auch nicht getroffen hatten. Zwei Tage und zwei Nächte sahen wir es ebenfalls nicht, in der dritten Nacht aber zog es in der Entfernung einer Viertel-Seemeile langsam mit den segelleeren Masten quer an uns vorüber. Die Nacht war hell und der klare Mondschein lag blendend auf dem Deck, zeichnete die Umrisse der Masten und des Takelwerkes auf dem blitzenden Spiegel der schlummernden See. Die beiden weißen Gestalten lehnten noch immer als treue Wächter an der Brustwehr des Taffarell. Es mußten Todte, vielleicht Verhungerte sein — Gott mochte es wissen! Wir entsetzten uns und baten laut zum Herrn der Meere, er möge das irrende Schiff gnädig in die Tiefe versenken! Denn glaubt mir, wackere Jungen, es gibt auf Erden nichts Fürchterlicheres, als ein verlassenes Schiff, das ruhelos durch die Wogen gejagt wird! Es ist nicht anders, als suche es die Seele, den Geist, der von ihm gewichen ist. Wie ein Schatten wankt es über die gipfelnden Wellen, ohne Rast, bis es von ihnen zertrümmert und verschlungen wird. Als böser Geist der Meere schreckt es die bemannten Schiffe, ein todter Körper saust es war-

nend an sie heran, als wolle es von ihnen die entwichene leitende Kraft sich wieder erbitten. —"

Nach abermals drei Tagen, die wir, vom Winde vielfach geneckt und beunruhigt, zugebracht hatten, erblickten wir mit einbrechender Nacht die Gluth der Blüse hier auf Helgoland. Wir lebten neu auf, denn in uns Allen hatte sich nach so vielen überstandenen Gefahren eine Sehnsucht nach Land festgesetzt, die an Heißhunger, an Wuth grenzte. Unser Kapitän hatte Geschäfte auf dem Lande und hielt also drauf zu. Mir, der ich den rothen Felsen meiner Heimath seit acht Jahren nicht mehr gesehen, wollte das Herz vor Freude zerspringen. Ihr Alle wißt, wie der Helgolander sein Stückchen rothe Erde liebt, wie er nach ihm auslugt bei stürmischer See und wie er nirgends anders, als hier auf dem Lande sein müdes Haupt zur Ruhe legen mag, wenn es nicht früher schon der Herr der Stürme in sein weißes Schaumtuch bettet.

Dunkel, vom flackernden Feuer der Blüse überstrahlt, deren hohe Flamme sich im Meere wiederspiegelte, stieg der gigantische Felsen aus den Fluthen herauf, als ein dumpfes Krachen durch die

Luft dröhnte. Wir lauschten gespannt und glaubten anfangs, da wir nirgends die Ursache dieses Getöses, das sich rasch hinter einander einige Male wiederholte, entdecken konnten, es habe sich, wie dies zeitweise geschieht, ein Stück des Eilandes abgelöst und sei hinabgestürzt in die brandende See. Tom war der Erste, der unsern Irrthum gewahrte.

„Seht da!" rief er. „Das gespenstische Schiff!"

Wir Alle folgten voll Neugier und Entsetzen seinem ausgestreckten Arm und entdeckten nun in der Mitte des weit in die See hinauslaufenden Felsenriffes, das sich an die Sanddüne lehnt, den hohen Rumpf unseres stummen Seglers, bereits entmastet, auf den zackigen Felsenkämmen festgekeilt. Schon raste die Brandung hoch schäumend über das Wrack. Stoß an Stoß erfolgte, und der schwarze Rumpf bäumte sich nur empor, um immer härter aufzurennen und von dem erbarmungslosen Gebiß der See vollends zermalmt zu werden. So oft die Brandung zurückrollte oder in Schaumstrudeln über dem Wrack zerbarst, leuchteten die weißen Gestalten durch die finstere Nacht.

„Laßt den Anker fallen! Setzt das Langboot aus!" commandirte der Kapitän. „Jetzt endlich wollen wir erfahren, mit welchem Seeungethüm wir es zu thun gehabt haben."

„Schweigend gehorchte die Mannschaft. Sechs Mann, darunter ich, vom Kapitän befehligt, bestiegen das Boot. Ein Segel ward aufgehißt, Ruderschläge unterstützten den Wind, und so durchschnitten wir rasch die geschmeidigen Wellen.

„Das stets wache Auge der Helgolander hatte unterdeß das gestrandete Schiff ebenfalls entdeckt. Auf dem Vorlande ward es lebendig, die Lootsenglocke rief in hellen Tönen die Schiffer an den Strand. Ueberall wankten Lichter an der engen Küste und ehe wir noch die überschäumte Felsenbank erreichten, schossen auch schon von allen Seiten unter behenden Ruderschlägen zahlreiche Boote durch die Fluth. Dennoch kamen wir von Allen zuerst in die Nähe des Wracks, um das schon losgerissene Planken mit der brüllenden Brandung kämpften. Nicht ohne Gefahr, von den Wogen fortgespült zu werden, erklommen wir das Deck, uns auf dem Fuße folgten die beutegierigen Lootsen. So eifrig aber auch der Küstenanwohner

dem Segen des Strandes nachläuft, auf diesem Wrack erlosch selbst die unbändigste Leidenschaft.

„Der sich darbietende Anblick war zu seltsam, zu neu, zu furchtbar, um die Leidenschaften aufzustacheln, oder ihnen Nahrung zu geben. Das Schiff war bemannt, aber nur mit Todten — mit Todten, wie sie von uns noch kein Auge erblickt hatte, wie keine Feder sie je wird beschreiben können!

„Am Mittelmast auf buntem reichen Teppich saßen zwei Männer, sie schienen Vater und Sohn zu sein. Der Aeltere, in kostbare Pelze gehüllt, hielt mit der Rechten den einen Arm seines jüngeren Gefährten weich, gleichsam nur fühlend, am Handgelenk umklammert, während sein offenes, starres Auge mit unverkennbarem Ausdruck tiefer Bekümmerniß auf dem an seiner Brust liegenden Gesicht desselben ruhte. Auf der Kajütentreppe saß ein Weib, einen todten Säugling an ihren kalten Busen drückend. Sie war jung, von schlanker Gestalt, von üppigen Formen, und selbst im Tode noch engelschön. Ihre langen, glänzend schwarzen Haare flatterten aufgelöst im Winde. Noch sonderbarer war das Schauspiel,

das uns in der Kajüte aufbehalten war. Hier lehnten auf den gepolsterten Bänken zahlreiche Leichen, die alle, so schien es, ohne bedeutende Schmerzen verschieden sein mußten. Herabgebrannte Lichter standen noch auf dem Tische, oder lagen umgestürzt auf den Dielen. Auch an Speisen und Getränken war kein Mangel. Einige Frauenzimmer lagen todt in ihren Hängematten, neben der einen kniete der Kapitän, sein Haupt war auf die Brust der Todten herabgesunken."

„Ihr werdet mir glauben, daß Fassung, Muth, Todesverachtung dazu gehörten, um unter diesen Gestorbenen nicht vor Entsetzen die Besinnung zu verlieren. Und wirklich, Mancher von den Lootsen trat kopfschüttelnd, bleich und zitternd den Rückweg an, eilte schaudernd hinab in sein Boot und floh dem Lande zu."

„Wir Alle hätten wohl in gleicher Verstimmung das Todtenschiff verlassen, wäre dem Kapitän nicht ein Blatt in die Hände gefallen, das auf dem Tische in der Kajüte festgenagelt war. Aus diesem erfuhren wir über das Schiff und die Passagiere derselben Folgendes:

„Das Fahrzeug gehörte einem Portugiesen und führte den Namen Duenna Isaura. Der Capitán hieß Don Joao Christalvo und war beordert, das Schiff nach Java zu führen. Die Ladung desselben bestand aus Südfrüchten, portugiesischen Weinen und eingemachten Früchten. Auch einige Tonnen Arsenik, desgleichen mehrere Kisten Zinnober befanden sich darunter. Kurz vor seiner Abreise aus Oporto hatte sich Don Christalvo mit einem jungen schönen Mädchen vermählt, das ihn auf seiner Reise nach Java begleitete. Diese junge Schöne war früher einem heftigen und von Sitten rohen, der äußersten Leidenschaftlichkeit ergebenen Manne von ihren Aeltern zugesagt gewesen, hatte jedoch diesem, da sie keine Neigung zu ihm fühlte, seine Gattin zu werden niemals versprochen. Allein Don Rodriguez bemerkte nicht sobald des Mädchens Liebe zu Christalvo, als er beiden mit der fürchterlichsten Rache drohte, wenn sie sich verehelichen sollten. Die Liebenden verachteten zwar nicht seine Drohung, hofften sie aber durch ihre Abreise unwirksam zu machen. Rodriguez erfuhr ihren Plan, und da er kein Mittel, ihn zu stören, ausfindig machen konnte, so ließ er

sich in der künstlichsten Verkleidung auf dem Schiff Isaura als Stewart anwerben.

„So war denn der Todfeind der Liebenden diesen unbewußt nahe genug, um sie vernichten zu können. Er wußte, was die Neuvermählten genossen, welchen Wein sie tranken. Darauf baute er seinen satanischen Racheplan. Geschickt weiß er ein Tönnchen Arsenik zu öffnen und eine hinreichende Menge dieses fürchterlichen Giftes in den Wein zu mischen, den beide zu trinken pflegen. So glaubt er seine Rache schlau angelegt zu haben, sich mit barbarischer Lust an dem Todeskampfe seiner Opfer weiden zu können. Wenige Tage nach der Abreise des Schiffes feiert Christalvo seinen Geburtstag und bittet die gesammte Schiffsgesellschaft, die Matrosen nicht ausgenommen, zu Gaste. Alle sind lustig, trinken auf das Wohl des jungen Paares und — trinken sich Alle in dem furchtbar vergifteten Weine den Tod! Rodriguez hatte eine so große Menge Arsenik dem Weine beigefügt, daß fast unmittelbar nach dem Genusse der Tod die unschuldigen Opfer rasch dahinraffte. Nur die Frauen, die von dem starken Weine kaum genippt, hatten am meisten zu leiden.

Als nun Rodriguez die entsetzenvolle Wirkung seiner unüberlegten That erblickt, er allein unter Allen der einzig Gerettete, stürzt er sich, von der Qual des Gewissens ergriffen, über Bord in die Fluthen. Der Capitän hatte nur so viel Zeit, eine kurze Notiz über das Ereigniß aufzuzeichnen, denn binnen wenig Stunden führte das Schiff nur noch Leichen.

„Unter den Passagieren befanden sich, wie die Schiffsliste auswies, zwei Schwestern, die einem Bruder nach Sumatra folgen wollten. Dies waren die beiden Gestalten auf dem Taffarell, die uns mit so gräßlichem Entsetzen erfüllt hatten. Sie mochten die geringste Dosis von dem vergifteten Weine genossen haben, hatten dann wahrscheinlich in der freien Luft Linderung gesucht und hier später in trautester Umarmung den Tod erwartet, da das Schiff, aller Leitung ledig, dem sichersten Untergange entgegen segelte. Aus dem Datum auf dem angenagelten Zettel ergab sich, daß schon am Tage nach der grauenvollen That der verheerende Sturm ausgebrochen war. Seiner Wuth zu widerstehen, hatten sich die Schwestern mit Tauen fest an die Brustwehr gebunden, und so hatte sie,

eine an dem Busen der andern ruhend, in schwesterlichem Kusse der Tod umarmt!"

„Sobald wir nun über das Schicksal des Schiffes uns in Kenntniß gesetzt, eilten wir, den Schauplatz einer so beispiellosen That zu verlassen. Auch war es hohe Zeit, denn die tobende Fluth rüttelte an dem morschen Wrack mit einer Gewalt, die ihm in kurzer Frist den vollständigsten Untergang drohte. Die zahlreichen Todten mußten wir den Wellen als Opfer überlassen, nur die beiden lächelnd hinüber geschlummerten Mädchen nahmen wir mit uns in's Boot, ruderten sie an's Land und beerdigten sie an der Ostseite der Kirche in Einem Grabe. Ein kleiner Leichenstein, der jetzt schon durch das Wetter zerstört ist, bezeichnet ihre Ruhestätte.

„Am Morgen darauf war keine Spur mehr von dem Wrack zu sehen, auch die Todten hatte mitleidig die See in ihren unergründlichen Schooß begraben." —

Henrick stützte sein greises Haupt in die Hand und schwieg lange. Auch seine Zuhörer, von der Erzählung des Alten ergriffen, wagten nicht zu sprechen. Das Heulen des Orkans, das Prasseln der Steine, die von der rasenden Brandung über die Klippe herauf bis an den Leuchtthurm geschleudert wurden, machte sie erst wieder lebendig.

„Das ist wahrhaftig eine Nacht, vor der selbst dem erfahrensten Seemanne grausen kann!" sprach Siemens. „Gott gnade den Schiffen, die jetzt in See sind!"

„Sie sind immer noch besser daran, als solche, die auf der Mündung eines Flusses segeln," versetzte Henrick. „Hohe See bleibt im Sturme der sicherste Ort für ein tüchtig gebautes Fahrzeug, das von kundiger Hand gesteuert, von einem entschlossenen Geiste geleitet wird."

Fanny trat ängstlich und athemlos herein.

„Was ist?" fragte gespannt der greise Henrick.

„Ach ich bin des Todes erschrocken!" versetzte das Mädchen. „Denkt nur: ich gehe hinaus und schleiche mich sacht um den Thurm herum, bis wo man hinabsehen kann in die Schlucht, die sich nach Möhrmers Gatt hinabsenkt. Kaum vermochte ich

mich zu erhalten, so grauenvoll ras'te der Sturm und trieb die Wogen brüllend vor sich her. Im trüben Schein der Lampen sah der Klippenrand aus, als schlügen blaßrothe Flammen an ihm empor. Dann füllte wieder ein salziger Qualm die Luft, daß ich kaum Athem schöpfen konnte. Und nun, ach Großvater, in diesem Toben, Brüllen und Heulen —"

„Nun, was?" fiel ihr Henrick in's Wort, aus dem Lehnsessel strack emporfahrend. Die jungen Männer stülpten ihre Südwester auf die Locken und knöpften ihre weiten, groben Tuchjacken bis an den Hals zu.

„Ach, da hörte ich ein Wimmern, ein so jammervolles Wimmern! Gewiß ist Jemand verunglückt!"

„Das klingt seltsam," erwiederte Henrick. „In diesem Wetter ist Keiner von den Unsrigen ausgelaufen, und ein fremdes Fahrzeug kann auch nicht gescheitert sein, ohne daß wir etwas davon erfahren hätten. Sollte irgend Jemand auf dem Lande zu Unglück gekommen sein?"

„O gewiß, Großvater!" sagte Fanny. „Es klagte gar so ängstlich!"

„Ja, ja, das glaub' ich schon," versetzte Henrick, „allein, mein Kind, solchem Klagen darf ein Seemann nicht blindlings folgen. Das sind die bösen Geister des Sturms, die uns verlocken wollen. Wenn sie Appetit nach einem frischen Menschenleben haben, setzen sie sich auf die Gipfel der Nebel und schreien ihren verführerischen Klaggesang in die wilden Lüfte hinaus."

„Laßt uns nachsehen," sagte Siemens. „In solchen Dingen kann man nur den eignen Augen und Ohren trauen."

„Hast recht, braver Junge," erwiederte Henrick, „doch seht Euch vor! Nehmt einen tüchtigen Kabel mit, oder schlingt ihn mir gleich selbst um den Leib. Dann will ich nachsehen und in die Brandung hineinhorchen, als wär's das Liebesgelispel eines jungen Mädchens."

Die jungen Lootsen waren mit diesem Vorschlage zufrieden. Schnell machte man ein haltbares Tau zurecht, umschlang den Alten fest damit, und ging so, Sturm und Wetter trotzend, in die wilde Nacht hinaus. Henrick warf sich sogleich platt auf die Erde, um von dem Salzdunst nicht erstickt zu werden, die jungen Männer, welche den

Kabel hielten, lehnten sich, einer den andern mit kräftigem Arme umschlingend, an die Quadern des Leuchtthurms. So harrte die Gruppe eine Weile, bis das Brüllen der See, das Geheul der Winde sich auf einige Sekunden mehr in die Ferne verlor. Mit gespanntester Aufmerksamkeit horchten Alle in das murrende Getöse hinein, und wirklich ließ sich nun eine deutlich klagende, hilferufende Stimme ganz in der Nähe hören.

„Haltet fest, Jungens!" rief Henrick und kroch wie eine Schlange auf der kurzen, schmalen Felszunge, die der Höhle Möhrmers Gatt als Ueberbrückung dient, bis an die äußerste Klippe. Die Lootsen konnten nur an der Bewegung des Kabels das Dasein des Alten erkennen, denn die dunstige Luft und das Ueberstürzen der brandenden See, die noch säulenhoch über die jähe Klippe heraufsprützte, machte es durchaus unmöglich, irgend einen Gegenstand zu unterscheiden. Endlich hatte Henrick den beabsichtigten Punkt erreicht und rief mit sturmgewohnter Stimme seinen jungen Freunden zu, das Tau, sobald er daran rütteln würde, zurückzuziehen. Indem ließ sich die seltsame Stimme abermals hören, klagender, anhaltender, unendlich

verführerisch, beinahe in schmelzenden Tönen. Die Lootsen sahen einander erstaunt an, ohne zu sprechen, dann lauschten sie wieder, und dieselben Klagelaute zitterten über den bebenden Fels.

Jetzt riß Henrick heftig am Kabel, eiligst zogen die Lootsen den Alten von seinem gefährlichen Standpunkte zurück, ihn mit Fragen bestürmend.

Henrick lächelte schlau, schüttelte seine weißen Haare, daß der Seestaub um ihn herflog, und bedeutete seine Gefährten, ruhig in's Haus zurück zu gehen.

Mit neugierig glänzenden Augen und ängstlich klopfendem Herzen trat Fanny den Zurückkommenden entgegen. Henricks stilles, listiges Lächeln beruhigte sie zwar schnell, regte aber ihre Neugier nur noch mehr auf. Dennoch wagte sie den Alten, dessen Eigenthümlichkeiten sie kannte, nicht zu fragen. Sie half ihm Kabel, Sturmhut und Theerjacke wieder an Ort und Stelle schaffen, schürte das Feuer auf's Neue an und wartete geduldig, bis es dem Großvater zu sprechen belieben würde.

„Es war richtig so, wie ich ahnte," sagte dieser nach einer langen Pause, und sah dabei die

jungen Leute mit einem bedeutsamen Blicke an. „Die Nymphe der Insel ruft," fuhr er fort, „das schöne bezaubernde Ungethüm! So pflegt sie immer zu thun, wenn sie junge, hübsche, kecke Mannsbilder in der Nähe weiß. Denn, wie alles kokette Weibsvolk, müßt Ihr wissen, so treibt es absonderlich diese unsere Nymphe. Liebste und Anbeter kann sie nicht genug kriegen, und man sagt, so lange ihr noch alljährig ein junger helgolandischer Lootse zum Opfer fällt, steht das Land gegen Sturm und Fluth gesichert, unterläßt sie aber, ihren Tribut zu fordern, dann versinkt die letzte Trümmer unserer Insel in die Tiefe!"

„Hast Du sie einmal gesehen, Großvater?" fragte Fanny. „Ich möchte doch gar zu gern wissen, wie sie aussieht!"

„Nein! Der Herr der Meere hat mich davor bewahrt," erwiederte Henrick. „Aber ich kannte einen braven Jungen, der ihrem Rufe folgte, sie sah, wie sie in Yung = Gatt ihre Haare sich schmückte, ihr entgegen eilte und elend umkam. Wollt Ihr mir zuhören, so will ich Euch diese Geschichte noch erzählen."

Man bat einstimmig darum, der Alte schlürfte schmatzend seinen Grog aus, schob ein frisches Stück Taback in den Mund und begann, wie folgt:

„Nicht gar lange nach Besitznahme der Engländer von unserm Felseneilande fiel es dem Mylord Gouverneur — seinen Namen habe ich vergessen — ein, die Insel von allen Seiten genau zu besichtigen. Hatte der schlaue Mann wahrscheinlich die Absicht, die ganze rothe Klippe in eine Festung zu verwandeln, denn es war dazumal grade der heftigste Kampf zwischen England und Frankreich entbrannt. Die reichen Insulaner haben, wie Ihr wißt, alle die seltsamsten Gedanken, und wo's ein Abenteuer gibt, dahin wenden sie sich. Kaum segelt Mylord die Nordwestseite Helgolands entlang, und gewahrt die phantastischen Trümmer, die tiefen Klüfte, die gewaltigen Kanten, Klippen und Hörner, als es ihm klar wird, daß dieser zerbröckelnde Felsblock weniger zu einer Festung, als zu einem absonderlichen Schauspiele geeignet sei."

„Mylord war ein Mann von Geschmack, dem Romantischen über die Maßen ergeben. Er befahl daher kurz und bündig, daß man alle leeren Theertonnen sorgsam aufbewahren und beim nächsten hel-

len, stillen Wetter auf die Nordseite der Insel schaffen solle. Hier ließ er sie dann in die Spalten und Klüfte einkeilen, um sie bei stiller Nacht zur Zeit der Ebbe anzünden zu lassen, wovon er sich, wie sich als gegründet erwies, eine großartige, wahrhaft bezaubernde Illumination sowohl der Insel, wie des ruhigen Meeres versprach."

„Es war August und wir durften nicht lange auf heitern Himmel, auf milden, warmen Südwind warten, der kaum die Oberfläche der See leicht kräuselte. Sie zitterte nur, als ob sie dem ungewohnten Schauspiele einladend entgegen lächelte."

„Gegen Mittag trat völlige Windstille ein, das Meer glich einem unübersehbaren, glänzenden Spiegel, aus dem Sonne und Himmel in reinster Pracht hervorstrahlten. Die Ebbe legte alle Klippen blos und die warme Luft lockte das verborgenste Seegewürm herauf an's Tageslicht. Tausende von Quallen und Mollusken, dunkelblau, rosaroth und violett, tauchten aus der Tiefe auf und schaukelten, sich gleich Seeblumen aufblätternd, auf dem Gewässer. So weit das Auge den Strand übersehen konnte, entdeckte es überall diese lebendig-

bewegten rothen und blauen Rosen des Meeres. Dazwischen flimmerten die zackigen Seesterne, auf hellgrünem Grunde schwebten phantastische Spinnen um das zarte Geäst der leis' schwankenden Polypen, die ihr braunröthliches Gefieder bald federartig auseinander schlugen, bald wieder furchtsam es zusammenzogen und es dann auf den zellenartigen, grauen Stengeln noch lange fortzittern ließen."

„Nach acht Uhr des Abends hatte die Fluth die höchste Höhe erreicht, das Wasser sank schnell, und nun rüstete man die Schaluppen. Bei steifem Südwinde, den man kaum fühlte, liefen an die achtzig Boote aus, alle stark besetzt. Mylord Gouverneur mit seiner Begleitung ließ sich eine hübsche Strecke in's Meer hinausrudern, bis er die ganze Nordwestseite der Insel vom Hengist bis zum Sathorn übersehen konnte. Mittlerweile ward es dunkler, das Meer leuchtete, als wäre es mit indischen Feuerfliegen überschüttet. Eine Rackete, die Mylord aufsteigen ließ, gab den am Strande befindlichen Lootsen das Zeichen, die Theerfässer auf einmal anzuzünden. Es geschah, und in der That, das Schauspiel war von der Art, die bei jeder Beschreibung nur verlieren muß. Genug, das Meer

glich einem rollenden Feuer, die Klippe, von der Gluth hier geröthet, dort in Schatten gestellt, hätte gewiß Jeder von Euch willig für die Eingangspforte in Pluto's Reich gehalten. Und damit die Täuschung recht vollkommen werde, führten junge, kräftige Burschen scherzweise im Schein der hohen Flammen Faustkämpfe auf, so daß ihre ringenden Schatten hundertfach vergrößert gegen die riesigen Felswände fielen und dadurch die Möglichkeit eines Geisterkampfes jedem Zuschauer vor Augen führten."

„Einer der hübschesten jungen Fischer, Jacob, der einzige Sohn einer armen Wittwe, hatte den Auftrag übernommen, die große Höhle Möhrmers Gatt auf das Vortheilhafteste zu beleuchten. Er führte seinen Auftrag zur allgemeinsten Zufriedenheit aus, und mußte, weil sich die englischen Herrschaften an dem eigenthümlichen Schauspiel nicht satt sehen konnten, noch eine zweite Theertonne der ersten beifügen."

„Ein solcher Jubel, eine so allgemeine Theilnahme aller Helgolander war kaum noch erlebt worden. Greise, Weiber und Kinder umstanden in dicht gedrängten Haufen den hohen Rand der Klip-

pe, und gaben durch die wunderlichen Gruppen, die sie bildeten, durch ihre Tracht, ihre Gebehrden und vornehmlich durch die grellen Lichter, welche die Gluth auf sie warf, gleichsam ein Schauspiel im Schauspiel, so neu und großartig, daß Allen, Darstellern und Zuschauern, die Zeit unbeachtet verrann."

„Ein Theil der Nacht verging und noch immer dachte Niemand an die Heimkehr. Da hieß es auf einmal: „die Fluth ist da!" und nun eilte Alles nach den Böten, um vor dem Heranstürzen der Brandung aus dem Bereich der gefährlichen Klippen zu kommen. In der Eile, denn schon brauste das Meer dumpf und hohl auf und weiße breite Schaumgürtel zischten über das schlüpfrige Gestein, achteten die bei der Beleuchtung thätig gewesenen Lootsen nicht genug auf ihre Kähne. Jeder war zufrieden, wenn er sich nur geborgen wußte, handhabte wacker das Ruder und suchte sobald wie möglich die Südspitze der Insel zu erreichen."

„Jacob hatte sich verspätet, denn als er über das Getrümmer aus der Höhle an den Strand steigen wollte, traf ein klagender Hilferuf, von

Yung=Gatt herüber sein Ohr. Er lauschte, sah mit scharfem Auge nach der nahen Höhle und bemerkte auf dem dunkel erhellten Grunde ein Weib in faltigem blauen Gewande, von schimmernd weißem Gürtel umfangen. In dem Glauben, es habe ein Boot von der Gesellschaft des Gouverneur's, unter der sich auch einige Frauen befanden, unbemerkt an der Insel angelegt, und sei von der Fluth überrascht in Gefahr gerathen, rief er dem trügerischen Bilde laut zu, eilte an den steilen Felswänden, gegen die bereits der weiße Meeresschaum sprützte, nach der Höhle, um die Bedrängte zu retten, erstaunte aber nicht wenig, als er kein menschliches Wesen rings um erblickte. Der schon früher vernommene helle, durchdringende und wimmernd austönende Klageruf erscholl jetzt auf's Neue, aber Jacob im Rücken. Der junge Lootse kehrte sich um und gewahrte mit Entsetzen, daß dieselbe trügerische Gestalt ihm jetzt aus Möhrmers=Gatt herüber winkte! Nun wußte er, daß es die Nymphe der Insel sei, daß sie ihn verlocken, in's Unglück stürzen wolle, und entschlossen, einen Blick auf das aufbrausende Meer werfend, rannte er so schnell als möglich an den Felswänden hin zurück, um sein

Boot noch bei Zeiten zu erreichen. Schon rauschte die Brandung um seine Knie, das rothe, schlüpfrige Gestein war mit schneeweißem, zischenden Schaume bedeckt, kein Schritt ohne Gefahr, und nur die gewandte Kraft durfte hoffen, ohne Unfall dieser mißlichen Lage zu entrinnen."

„Er trat keuchend in die Höhle, sprang über die Blöcke mitten in den Brandungsnebel hinein nach dem Orte hin, wo sein Boot lag. Es war verschwunden, ein Anderer hatte sich desselben bemächtigt! Jacob hielt die Hände an den Mund und schrie mit furchtbarer Anstrengung auf die See hinaus, wo noch einige Boote, freilich in beträchtlicher Entfernung, der Südspitze zusteuerten. Mehrmals wiederholte er seinen Nothruf, immer aber hörte er nur die verführerische klagende Stimme, die ihn verlockt hatte, darauf antworten, und so oft er, fast unwillkürlich, seine Blicke rückwärts wandte, trat das unheimliche Frauenbild aus dem Nebel der Höhle, winkte ihm liebreich mit der weißen, zarten Hand und suchte den ganz Verwirrten durch immer schmeichelndere, wehmüthigere, herzzerreißendere Töne in den gewissen Tod zu locken."

„Das immer heftigere Herandrängen der Wogen riß Jacob aus seiner Apathie, er drückte sich dicht an den Felsen, mit den Nägeln die spärlichen Ritze suchend, die Wind und Wetter darin zurückgelassen. So, mehr schwebend als gehend, griff sich der Verlassene bis an das Südhorn fort, oft von dem Brandungsschaume ganz überschüttet und in Gefahr, von dem harten Anpralle einer Welle in die See geschleudert zu werden."

„Die scharfe Spitze des Felsens, wie Ihr wißt, selbst bei Tiefebbe noch einen Fuß hoch mit Wasser umspült, war nun bereits so von den Wellen umbraust, daß kein lebendiges Wesen sie umschreiten konnte. Ganz ermattet ließ Jacob die Arme sinken, die Blicke rückwärts wendend nach dem gefährlichen Pfade, den er kaum zurückgelegt. Die verführerischen Töne der Nymphe klangen wie ein süßer Trauergesang durch das Toben der Fluth. Ihm war es als hörte er sich vernehmlich mit Namen rufen, und als käme die Stimme jetzt hoch aus der Luft, von dem Rande der Klippe herab. Er gab Antwort, er schrie, daß ihm die Brust schmerzte, bis an die Hüften im Meerwasser stehend, die blutenden Finger in den rothen Stein geklam-

mert. Da rief es wieder vom Meere her, dann vor ihm, und nun von allen Seiten auf einmal!

„Er gab sich verloren, ermattet sank ihm das Haupt auf die Brust, eine Welle stürzte heran, riß ihn los und rollte ihn vom Felsen hinweg in die See. Er ward heftig gegen einen Stein geworfen, mechanisch faßte er darnach, umklammerte ihn, hob sich über die Fluth empor und sah sich an einem steil aus dem Wasser aufsteigenden, völlig isolirt stehenden Felsen hangen. Links dämmerte die verrätherische Höhle, noch schwach von dem verglimmenden Feuer beleuchtet, rechts hob sich die Düne wie ein silberner Schleier aus dem dunkeln Meere. Er hing an dem „Mönche*)" dicht unter dem Südhorne. Die Verzweiflung gab ihm Riesenkräfte, der geringste Haltpunkt ward ihm zur Stütze, und so schwang er sich mit zerquetschten Gliedern immer höher an dem Gestein hinauf, bis er glücklich die Spitze erreichte und auf der schmalen Fläche einen kargen Ruhepunkt fand.

---

*) Eine Sturmnacht im November 1838 zertrümmerte den Mönch.

„Todesmatt, von Schmerzen gepeiniget, vom Seewasser durchnäßt, kauerte sich Jacob auf den einsamen Trümmern zusammen, schlang die Arme fest in einander und sah starr auf das Kräuseln, Rollen, Toben und Brodeln der fluthenden See hinab.

„Obwohl die zurückgekehrten Lootsen ihn am Lande vermißt hatten, fiel es doch keinem ein, daß er verunglückt sein könnte, und so ging Jeder, zufrieden mit dem gehabten Genusse, in seine enge Behausung. Nur Jacob's alte Mutter wartete vergebens auf ihren Sohn. Sie hörte die muntern Stimmen seiner Genossen, das fröhliche Gekicher der Mädchen, die sie begrüßten, sie in ihre Hütten begleiteten. Anfangs glaubte die alte Frau, ihr Sohn sei mit einem seiner genaueren Bekannten heim gegangen, und so nickte sie, sorglos neben dem Heerde sitzend, ein. Es dämmerte schon, als sie erwachte. Ihr erster Blick fiel auf das unberührte Bett, Jacob war noch immer nicht zurückgekehrt. Eine unsägliche Angst bemächtigte sich ihrer, denn sie war es gewohnt, daß ihr Sohn pünktlich von seinen Ausflügen heim kam. Sie schob mit zitternder Hand die kleinen, schneeweißen Vorhänge

von den Fenstern und sah hinaus. Todtenstille lag auf der schmalen Gasse, ein blaßrother Schimmer dämmerte im Osten über der See, der Wind hatte sich erhoben und pfiff um die kleinen Giebel der Häuser. Auf dem Meere hüpften die Wellen, gleich weißen Lämmern.

„Das Knarren einer Thür ermunterte die Unschlüssige. Ein paar Häuser weiter trat ein Fischer heraus, Wind und Himmel prüfend. Er schüttelte den Kopf und wollte wieder in's Haus zurückgehen, als ihn Jacob's Mutter anrief.

„Guten Morgen, Görmers," sprach die Alte. „Wollt Ihr schon auf den Fischfang?"

„You well!" versetzte der Lootse, „der Wind ist nur nicht steif und die Streifen dort über der Düne gefallen mir gar nicht."

„Ja, ja," entgegnete die Alte, „aber sagt mir, wo ist denn mein Jacob geblieben? Die ganze Nacht hat er sich nicht sehen lassen."

Wie der Blitz stand Görmers an ihrer Seite. „Wie? Jacob, sagt Ihr? Jacob ist nicht nach Hause gekommen? Ich vermißte ihn die Nacht beim Anlanden, aber die Andern behaupteten, er käme mit den Letzten."

„O barmherziger Gott!“ rief die Alte und schlug die abgezehrten Hände über die blöden Augen.

„Seid still, Mutter,“ sagte Görmers, die Zitternde in ihr Haus geleitend. „Ich gehe sogleich, mich zu erkundigen, und verspreche Euch bei meiner Lootsenehre, den wackern Jungen zurück in Eure Arme zu führen.“

„In kurzer Zeit hatte Görmers seine nächsten Bekannten zusammengerufen und sie von dem Ausbleiben Jacob's unterrichtet. Bei dieser Kunde erinnerten sich Einige, daß sie während der Rückfahrt eine rufende Stimme aus der Ferne gehört, diese aber in der Meinung, es möge das trügerische Seufzen der brandenden See sein, unbeachtet gelassen hatten. Bekannt mit den Strömungen der Fluth um Helgoland beschlossen sie sogleich einstimmig, die Bote zu besteigen und nach der Südspitze der Insel zu rudern. Noch vor Sonnenaufgang, als eben die Fluth ihre höchste Höhe erreicht hatte, ging eine kleine Lootsenflotte in See, auf die Bewegung der Wogen genau achtend und jeden Gegenstand, der auf dem Meere trieb, scharf in's Auge fassend. Als sie das Südhorn erreicht hatten und den von den Wellen umspülten Mönch

ansichtig wurden, ließen fast Alle unwillkürlich die Ruder sinken. Niemand sprach, Jeder starrte nur den Fels unverwandt an. Endlich sagte Görmer's: „Drauf und dran, Jungens! Was uns auch der Morgennebel da vor die Augen stellen mag, ein Gespenst kann's nicht sein!"

„Die Boote trieben nun näher, die Lootsen erkannten in der zusammengekauerten Gestalt, die regungslos auf dem Felsen hockte, einen Mann und riefen ihn an. Da bewegte sich die Gestalt, breitete die Arme aus, wollte sich erheben, und stürzte lautlos in die Fluth. Die Wellen rollten sie sanft den Böten entgegen, und nach wenigen Sekunden war der verunglückte Jacob gerettet. — Aber Niemand erkannte in dem Geretteten den jungen, kräftigen, blühenden Lootsen. Ein alter Mann mit greisen Haaren, schlaffen Zügen, verstört blickenden Augen kauerte zusammengekrümmt, stumm, schauernd im Boote. Man fragte ihn nach seinen Erlebnißen in der vergangenen Nacht, er gab keine Antwort. Leis' flüsternd nur ahmte er die Klagetöne nach, die ihn verlockt hatten und sprach dabei blöd lächelnd: Hört Ihr die Nymphe? Hütet

Euch vor ihr, sie ist grausam und jagt Euch mitleidslos in den Tod!"

„Es währte geraume Zeit, bevor Jakob aus seinem Irrsinn erwachte. Zwar erholte er sich wieder von den Qualen der auf dem Mönche zugebrachten Fluthnacht, sein Haar aber, das die ausgestandene Todesangst gebleicht hatte, blieb weiß und machte ihn vor der Zeit zum Greise. Jakobs Mutter, obwohl hoch erfreut, den Sohn lebendig wieder zu sehen, entsetzte sich über die Verwandlung, die mit ihm vorgegangen war, so heftig, daß sie bald darauf starb. Jacob selbst entsagte fast gänzlich dem Seeleben, er ward stumm und in sich gekehrt, und wenn ein Sturm im Anzuge war, oder die Lootsen über Gebühr lange auf dem Fischfange blieben, ging er hinaus auf die Klippe, setzte sich mit zusammengeflochtenen Armen an den äußersten Rand des Felsens und sah unverwandt nach Möhrmers-Gatt hinab, meist leise vor sich hin jene unheimlichen Töne summend, die ihn verlockt hatten, die wir heute gehört haben und den Gesang der Nymphe des Landes nennen. So lebte er still und eingezogen mehrere Jahre, bis ihn ein Windstoß von seinem Sitz auf der Klippe einst-

mals hinab in die Fluthen schleuderte. Seine verstümmelte Leiche warf die Brandung an derselben Stelle aus, wo er seiner Aussage nach den Gesang der Nymphe zuerst vernommen hatte. —"

„Hu!" sagte Fanny und schüttelte sich, als Henrick schwieg. „Ihr wißt schauerliche Geschichten, Großvater. Gott behüte einen Jeden vor unserer Nymphe!"

„Man sagt ihr nicht viel Gutes nach," erwiederte Siemens, „indeß hat man auch Beispiele, daß, wenn sie es mit einem spashaften Gesellen zu thun bekam, sie recht gegen ihre Natur, dem muntern entschlossenen Burschen zu einem soliden Glück verhalf."

„Das thun die Nymphen immer," erwiederte neckend Fanny.

„Wenn sie Dir gleichen, meine Holde," versetzte Siemens. „Darin sind sie ganz Weiber. Sie thun nur freundlich mit solchen, die ihnen zu rechter Zeit die Spitze bieten."

„Willst Du es drauf ankommen lassen?" lachte Fanny.

„Immer geh' drauf ein, mein Junge," fiel Henrick ein. „Jetzt aber noch ein frisches Glas

und eine lustige Geschichte. Der Sturm musicirt dazu so wacker, daß es eine Schande wäre für tüchtige Lootsen, wenn sie dem braven Musicanten nicht ein herzhaftes, lustiges Lebehoch ausbringen wollten. Holla, Ihr Bursche, und Du, keckes Mädel von unserm gesegneten Lande, es lebe der Sturm, der uns nährt, uns erfreut und labt mit allen heitern Gaben dieser Welt, der uns seit Jahrtausenden unser Wiegenlied und unsern Grabgesang singt! Er lebe hoch!"

Heiter anklingend stießen die Lootsen, stieß Fanny an. „Nun Deine Geschichte, Großvater," sagte das Mädchen, „und ist's möglich, so laß sie recht lustig sein."

Henrick lächelte in seiner schlauen Manier, stopfte sich ausnahmsweise eine Pfeife, was er nur zu thun pflegte, wenn er sich in ganz behaglicher Stimmung befand, und setzte sich, das dampfende Glas vor sich, bequem in seinem Stuhle zurecht.

„Um die Mitte des Septembers waren wir Alle eines Sonntags in der Kirche, und dankten Gott in recht vernehmlichem Gesange, den manche Landratte ein unmelodisches Geschrei zu nennen beliebt, für glücklichen Fischfang und gesegneten Strand. Die Luft blies scharf aus Norden, war trüb und neblig, und schwehlte wie dünner Rauch um die Klippe. Bei alledem war's aber ein Morgen für 'nen tüchtigen Seemann, wie er ihm das Herz erfreuen konnte. Unser Herr Pfarrer, ein Mann schon bei Jahren, aber ein recht eingefleischter Helgolander, der wie Einer auf dem Lande die Sitten aufrecht zu erhalten wußte, und, galt's einen derben Spaß, lieber der Erste als der Letzte dabei war, stand auf dem Predigtstuhl und hielt eine Rede, daß die Seehunde vor Freude hätten auf die Klippe spatzieren gehen mögen. Mein Tage habe ich seitdem nicht mehr so klar, verständlich, handgreiflich und überzeugend die Wohlthaten des Strandrechtes herausstreichen hören. 's War mit Eins eine vollkommen ausgewetterte Theerjacke der Mann, obwohl er 'nen schwarzen Rock trug. Ihr könnt Euch denken, daß wir nicht wenig aufpaßten, dem klugen Herrn beifällig

zunickten und ihm recht von Herzen beipflichteten; ja es gab Etliche — und es waren nicht die schlechtesten Männer — die sich in ihrer Seelenvergnügtheit nicht halten konnten, und dem Redner deshalb ein recht herzhaftes Hurrah! zuriefen. Das störte aber unsern Mann nicht. Er kannte seine Leute, wußte, daß eines Seemanns Andacht und Religion ein ganz ander Ding ist, als das Geplärre, Gewinsele und Gepinsele betender Landratten, und darum sagt' er weiter nichts, als: Dank' Euch, Jungens! und fuhr fort im Text, als hätt' ihn keine Mücke gestochen. Seht, da wird die Kirchthür weit und breit aufgerissen, unser Ausrufer, auch ein munterer Bursche, der sein Dutzend Gläser steife Grog's mit jedem Matrosen ausstach, ohne deshalb zu lallen, stolpert herein, daß er in der Eile der Länge nach auf die Fließen fällt und sich 'ne faustdicke Beule auf die Stirn schlägt. Fluchend krabbelt er sich wieder auf, wischt sich mit 'nen Zipfel seiner lecken Bussezuntje das Maul, und als ihn der Pfarrer in seiner unerschütterlichen Ruhe von der Kanzel herab fragt: „Matjes, was fällst' in's Gotteshaus und störst de Andacht, wenn de nichts ausz'rufen hast?"

stellt sich mein Bursche mit ausgegrätschten Beinen zwischen die Bänke und schreit, daß die Scheiben klirren: „De Vaagel sind da!“

„Damit nimmt er wieder Reißaus. Wir, nicht müssig, stulpen die Filze auf, rufen: Hussah, de Vaagel! Mein Pfarrer klappt's Buch zu, schlägt drauf mit der Faust, daß es kracht, sagt: Amen! und spricht zu uns, die Hand ausstreckend und ein Ding, wie ein verdorbenes Kreuz oder 'nen Anker oder so 'was in die Luft kritzelnd: „Gott's Segen mit Euch, werd' gleich wieder bei Euch sein!“ und holter die polter klappert er die Kanzelstiege herab, trollt in die Sacristei und schmeißt die Thür hinter sich zu, daß eins der lecken Bretter, wie von 'nem guten Windstoß abgerissen, an den Boden fliegt.“

„Natürlich stürzten wir über Hals über Kopf in's Freie. Heida war das 'n Anblik, Jungens! Die graue Luft, so lang und breit die Klippe ist, war belebt von glänzendem Geflügel. Die Jungen brüllten schon vor Lust, schossen mit Bolzen nach den armen Dingern und wußten sich vor Ausgelassenheit und Uebermuth nicht zu zügeln! Genug, der

erste Schnepfenschwarm mit untermengten andern luftigem Gewürm kam auf seiner herbstlichen Wanderung aus dem Norden über die Insel. Ihr wißt, welch' ein Leben das gibt, aber ich sag' Euch, 's ist nicht zu vergleichen mit ehedem! Jetzt geht Alles hübsch ruhig und verflucht langweilig zu, aber damals hielt sich Jeder für 'nen freien König, was er auch war, und 's gab 'nen *prächtigen* Spectakel beim Vogelfang."

„Jeder lief nach seinen Netzen und mit diesen hinaus auf die Klippe. Da hättet Ihr nun die Luft sehen sollen! In weniger als gar keiner Zeit, wie der Irländer sagt, waren die Stangen mit Netzen überzogen, in denen sich die dummen Vögel, keine Gefahr ahnend, zu Tausenden fingen. Wir sind eben im besten Zuge, seht, da kommt mein Pfarrer, den Priesterrock auf dem Rücken, einen Dreimaster auf dem Kopfe, angetrollt."

„Schon so fleißig dabei, Kinder?" ruft er uns schmunzelnd zu. „Immer d'rauf, ich werd' Euch gleich helfen."

„Wo haben Sie denn's Netz gelassen, Herr Pfarrer?" fragte Einer von uns, der es sieht,

daß der muntere Diener des Herrn mit leeren Händen gekommen ist.

„Da ist's!" ruft dieser unter herzlichem Lachen aus, und riß sich den Priesterrock von der Schulter, der allerdings in sofern ein Netz vorstellen konnte, als die Motten ein Zeugniß ihrer gesunden Freßwerkzeuge darin abgelegt hatten. „Meine Frau hat's Netz vertrödelt," sagt er, „sollt's denn das Ding da nicht auch versehen? Steht's doch geschrieben in der Schrift, daß wir Fischer und Vogler sein sollen, warum also nicht das Kleid, das wir tragen, dazu benützen? Ich will's versuchen, was die heilige Farbe thut. Komm, Matjes, hilf mir den stattlichen Fetzen auf die Stangen bringen."

Gesagt, gethan! Der schwarze Rock wird ausgespannt, und ich schwör's Euch zu, Jungens, es blieben nicht wenig Schnepfen in dem zerfahrenen Gewebe hängen! Der Herr Pfarrer wollte sich todtlachen über den lustigen Vogelfang. Wie ein General stolzierte er mit wehenden Hemdärmeln durch die Kartoffelallee, jubilirte, sang, zankte, half da und dort ein Netz mit zuziehen, und trieb die tollsten Dinge für einen Mann in seinem Stande. Denkt

aber nicht, daß ihm das etwas schadete bei uns Helgolandern! Im Gegentheil, es brachte ihn erst recht zu Ansehen, weil's ihn als ächten, derben, treuen und wackern Sohn des Landes darstellte.

Ein paar Stunden mochten so verstrichen sein unter Jubel und Lärm aller Art. Stoßweise lagen die armen Vögel mit zugeschnürten Kehlen die Klippe entlang. Auch die Beute des Pfarrers war recht ansehnlich ausgefallen, denn unterdeß hatte ihm die Frau das verkramte Netz gebracht, so daß er nunmehr, wie er's nannte, auf heilige und profane Art die armen Dinger einfing. Er theilte sie in zwei Parten, und nannte jene die Seligen, diese die Verdammten, Alles gar munter und harmlos. Endlich ward der Zug dünner, und bald schwärmten nur noch vereinzelte Nachzügler ängstlich kreischend und hin und her lavirend über die Klippe.

Wir zogen nun die Netze ein, zufrieden mit unserm Fange. Unser Pfarrer aber, der nun einmal bei Laune war, hatte den Spaß noch nicht satt. „Halt," rief er uns zu und trat gleich hier nebenbei auf den Moderberg, indem er hastig den zerrissenen Priesterrock anzog. „Heut Morgen ward

meine Predigt unterbrochen, jetzt ist der Vogelfang unterbrochen worden. Es ist nun nicht mehr als billig, daß ich das Versäumte nachhole. Laßt uns dem Herrn für unser Glück danken. Und damit, seht, fährt er richtig in seinem Sonntagstexte fort, ernsthaft und würdig, daß sich ein ehrliches Lootsenherz wohl daran erfreuen konnte. Im Eifer der Rede, grade bei einer Stelle, wo von dem Ruhm der Insel gesprochen wurde, wird er nun aber so begeistert, daß er rasch seinen Dreimaster zieht und ihn in die Luft schwenkt. Es wäre wohl Niemand eingefallen, über diese extravagante Lebhaftigkeit zu lachen, doch diesmal vermochte Keiner an sich zu halten. Denn mit dem Hut hatte der gute Pfarrer auch seine Perrücke abgezogen und stand nun mit spiegelheller Glatze vor seinen Zuhörern. Die Perrücke, von der Bewegung dem Hute entfallen, flog lustig gaukelnd im frischen Winde über die Klippe, von ein Dutzend Vögeln schreiend umkreist, die wohl irgend ein Unding darin erkennen mochten.

„Daß dich!" rief der Pfarrer, ohne aus der Fassung zu kommen. „Es ist, als sollt' ich Euch heute Gottes Wort nicht verkündigen. So sei's

denn hiermit genug. Amen! — Jetzt kommt und fangt meine Perrücke ein!"

So sprechend, lief er eilig dem Gezipfel nach, das hin und wieder von einem Vogel gezaust wurde. Er schritt so wacker aus, daß der Priesterrock wie ein schwellendes Segel hinter ihm herflog. Aber die Perrücke schien mit fixer Luft gefüllt zu sein. Sie tanzte in tausend lustigen Sprüngen, sich oftmals überstürzend, vor ihrem Verfolger her, wartete schwebend zuweilen ein wenig auf ihren Besitzer und flog, sobald der Pfarrer gierig darnach griff, rasch wieder weiter. Es war das allerburleskeste Schauspiel, das man sehen konnte! — So lockte denn der zerraufte Haarschmuck den keuchenden Pfarrer bis an den Absturz der Klippe. Hier machte das Ding nochmals Halt und den Verfolgern ein beinahe komisches Compliment, dann aber wirbelte es, vom Winde gefaßt, über's Meer hinaus und hat wahrscheinlich mit den Schnepfen eine Reise in südlichere Regionen gemacht. Zurück kam sie nicht, kann's Euch versichern!

„O, du Wächter meines Hauptes, du Amme meiner Gedanken," rief er der treulosen

Perrücke nach, „warum willst Du Deinen Herrn verlassen? Du gehst wirklich? Nun so fahre hin mit meinem Fluche, und wenn mein Haupt den Schnupfen kriegt, wenn meine Gedanken an Verstopfung leiden, so falle auf dich, Treulose, alle Schuld!"

Das Gelächter der Zuhörer, so wie sein eigenes verhinderte ihn weiter zu sprechen. Er trat in unsere Mitte, sagte uns Dank für unsere Liebe und bat uns, wir möchten ihn doch, als Sieger des Tages, der allein im Kampf verwundet worden sei, nach Hause begleiten. — Ihr mögt Euch wohl denken, daß sich Niemand ausschloß, daß wir in der glücklichsten Stimmung von dem heitern Herren schieden, und auf sein Wohl, auf die unterbrochene Predigt und die tanzende Perrücke noch manches Glas leerten." —

Henrick schloß unter übermäßigem Lachen seiner vergnügten Zuhörer die Erzählung, und ihm selbst liefen die heißen lustigen Thränen die Wangen herab.

Draußen tobte noch immer der Sturm, heulte und klagte wimmernd in dem zerrissenen Gestein. Doch Niemand achtete jetzt der wehklagenden Stimme.

Staatsbibliothek

Die jungen Lootsen schüttelten dem Alten dankend die Hand, rückten ihre Südwester in den Nacken, küßten Fanny und verließen, unter der glückbringenden Verheißung des Thurmwächters, daß der nächste Tag ruhiges Wetter bringen werde, ergriffen, belehrt, erheitert das Haus am Leuchtthurm.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Willkomm, Ernst,

Grenzer, Narren und Lootsen eine Sammlung von Novellen, Land- und Seebildern

Bd.: 2

Leipzig (1842)

P.o.germ. 1630 c-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123535-7